6. d. 8

Zur

Orientierung

in dem Streite

über die

deutsche Rechtschreibung.

Es ist nichts Kleines, sondern etwas
Großes und in vielen Dingen Nützes,
seine Sprache richtig zu schreiben.
J. Grimm.

Zürich,
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1861.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
DEC.

Dem

schweizerischen Lehrerverein.

Vorwort.

Nachfolgende Erörterungen haben bloß den Zweck, auf das dringende Bedürfniß einer Einigung in der Orthographie nochmals aufmerksam zu machen und den schweizerischen Lehrerverein mit bestimmen zu helfen, Maßregeln zu ergreifen, die eine einheitliche Rechtschreibung in sämmtlichen Schulen der deutschen Schweiz zu erzielen geeignet sind. Soll aber etwas von Erfolg geschehen, so darf nicht gezögert werden. Der Lehrerschaft des Kantons Zürich wird soeben ein neuer Lehrplan zur Berathung vorgelegt, dessen Annahme eine Umarbeitung der meisten bisherigen Lehrmittel und die Erstellung neuer zur Folge haben wird; im Kanton Bern hat die Erziehungsdirektion der Lehrmittelkommission den Auftrag ertheilt, Lesebücher für die verschiedenen Schulstufen zu bearbeiten; in St.Gallen ist Aehnliches im Werk. Der endlichen Redaktion dieser Lehrmittel, deren Rechtschreibung auf Jahre hinaus Norm für unsere Schulen sein wird, sollte eine Verständigung und Einigung in diesem Punkte vorausgehen.

Wie weit bei den Festsetzungen und Aenderungen der historischen Richtung nachgegeben, oder an der bisherigen Schreibweise festgehalten werden soll, darüber Vorschläge zu machen enthalten sich diese Blätter. Sie legen nur die Akten des Streites vor und überlassen es dem Leser, sich sein eigenes Urtheil zu bilden. Sie erschöpfen auch den Gegenstand nicht, sondern berühren

bloß die Hauptpunkte. Sie ſind einzig in der Abſicht geſchrieben, der Sache einen Dienſt zu leiſten. Wenn der Ausdruck „hiſtoriſche Schule" in dieſen Erörterungen vielfach gebraucht wird, ſo iſt wohl überflüſſig, zu bemerken, daß dieſe Bezeichnung nicht den Sinn hat, als ob alle Forſcher, die zur hiſtoriſchen Schule zählen, eine hiſtoriſche Rechtſchreibung anſtrebten. Die durch J. Grimm begründete hiſtoriſche Grammatik bildet die Grundlage für die deutſche Sprachwiſſenſchaft; ihre Kenntniß iſt unentbehrlich; ſonach gehören auch alle bedeutenden Sprachforſcher der jetzigen Zeit der hiſtoriſchen Schule an, ob ſie nun in der Orthographie dieſes oder jenes Prinzip anerkennen.

Im Herbſt 1860.

I.

Der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben.

Nach dem allgemein herrschenden vorzüglich durch Heyse und Becker in die Schule eingeführten Gottsched-Adelungischen Schreibgebrauche werden mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben:

1. Die Anfangswörter eines jeden Redesatzes und jedes Verses in Gedichten, sofern diese in abgebrochenen Zeilen geschrieben sind.

2. Die Substantive.

3. Die substantivisch gebrauchten Wörter anderer Wortklassen, denen dann in der Regel der Artikel vorangeht:

a. Der substantivisch gebrauchte Infinitiv, z. B. Das Wandern ist des Turners Lust.

b. Das substantivisch gebrauchte Adjektiv, z. B. Denn wo das Strenge mit dem Zarten ꝛc.

c. Das substantivisch gebrauchte Pronom, z. B. Das Mein und Dein.

d. Die substantivisch gebrauchte Konjunktion, z. B. Das Wenn und das Aber.

e. Das substantivisch gebrauchte Adverb, z. B. Und Sonntags fand er stets ein Wie, den Weg ins Feld zu nehmen.

f. Die substantivisch gebrauchte Präposition, z. B. Das Für und das Wider; u. s. f.

4. Die unbestimmten Pronomen: Jedermann, Niemand, Jemand, Etwas, Nichts.

5. Die unbestimmten Zahlwörter, sofern sie selbstständig stehen, z. B. Alle, Alles, Einige, Mancher, Viele.

6. Die Anredefürwörter, z. B. in Briefen.

7. Die ins Adverb herabgesunkenen Kasusformen des Sub-

stantivs, z. B. zu Bett, zu Thal, Abends, Morgens, zu Stande bringen ꝛc.

8. Die Hauptwörter, die mit dem Verb einen Begriff ausmachen, z. B. Preis geben, Statt finden, Theil nehmen, Haus halten, Hohn sprechen ꝛc.

9. Das Anfangswort einer direkten Rede, wenn der Ankündigungssatz vorausgeht, z. B. Die Sprache sprach: Mein guter Mann, was geht doch dein System mich an.

10. Die von Eigennamen abgeleiteten Beiwörter, z. B. Die Schweizerische Eidgenossenschaft, die Schiller'sche Muse ꝛc.

11. Die Ordnungszahlwörter und Beiwörter, die als Zusatz zu Herrschernamen treten, z. B.: Karl der Große, Heinrich der Vierte ꝛc.

12. Das Zahlwort „ein", wenn es mit Nachdruck hervorgehoben werden soll, z. B. Sie haben sich erhoben wie Ein Mann.

Es sind jedoch Becker und Heyse in den angeführten Punkten nicht durchweg einig. Während beide den unbestimmten Fürwörtern die Majuskel geben, schreibt Heyse (als Ausnahme) „etwas" und „nichts" (neben „Alles"), Becker, der Regel gemäß, „Etwas" und „Nichts".

Becker schreibt nur die von Eigennamen der Personen gebildeten Adjektiven mit der Majuskel; z. B. die Kantische Philosophie, die Pestalozzische Lehrart; — dagegen: die bernische Volksschule. Heyse gibt überdieß auch denen den großen Anfangsbuchstaben, die von Städte- und Ortsnamen gebildet sind, nicht aber denen, die von Ländernamen herkommen. Nach ihm hat man also zu schreiben: der Bernische Münster; das Kölnische Wasser; — die zürcherische Volksschule, die schweizerische Industrie.

In der Schreibung der adverbialen Kasusformen stimmen sie auch nicht überein. Heyse verlangt „Morgens", „Abends" (neben „anfangs"); Becker „morgens", „abends". Der letztere, sonst durch seine Konsequenz ausgezeichnet, widerspricht sich übrigens hier selbst. Man findet bei ihm auch „Morgens", „Abends"; „anfangs" neben „Anfangs". Heyse schreibt „zuwege bringen"

neben „zu Stande bringen"; (— thörichter Weise neben beispielsweise); Becker „preisgeben" neben „Wort halten".

Götzinger, dessen Lehrbücher bei uns sehr verbreitet sind, weicht wieder von Becker und Heyse in manchen Punkten ab. Er nennt es „falsch, irgend ein Fürwort" (mit Ausnahme der Anredefürwörter in Briefen), „besonders aber die allgemeinen Zahlwörter, groß zu schreiben, sobald sie allein stehen". Er verlangt also: jemand, niemand, mancher, etwas, nichts, alles, alle ꝛc.

Nach ihm schreibt man die adverbialen Kasusformen richtiger mit der Minuskel, also: zugrund, zuhauf, zuthal, zubett, nachts, abends, anfangs ꝛc. Ebenso: preisgeben, stattfinden, haushalten, zustande bringen u. s. f.

Man könnte noch viele namhafte Grammatiker anführen, die in Bezug auf den Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben von den genannten drei und unter sich in manchen Einzelnheiten abweichen. So kann der Schreiber all' diesen Regeln gegenüber oft in die größte Verlegenheit gerathen, sich jedoch stets damit trösten, er möge so oder anders schreiben, so habe er immer irgend eine Autorität für sich.

Die Unsicherheit und die Schwankung in der Schreibung hat sich durch das Bestreben der historischen Schule, den Gebrauch der Majuskel zu beschränken, noch vermehrt. J. Grimm, das Haupt dieser Schule, seit bald vierzig Jahren der gewichtigste und gefährlichste Gegner des großen Anfangsbuchstabens, will denselben nur noch gesetzt wissen:

1. Beim Beginn der Sätze und Reihen (Absätze);
2. bei den Eigennamen. (Gramm. I³. S. 27.) *

* Schon 1819 tadelt unser Stalder den so häufigen Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben. Er sagt in seiner Dialektologie S. 11: Notker schrieb nirgend einen großen Buchstaben, als am Anfang eines Absatzes und nach einem Punkt, — und so von Notker bis weit über das Zeitalter der Minnesänger hinaus, außer daß man die Eigennamen der Personen und der Oerter mit einem großen Anfangsbuchstaben zu verzeichnen anfing. Die Großschreibung der Substantive ist ein überkluges, unzeitiges Erzeugniß — zuerst

Für die Beseitigung der Majuskel aus ihrer ganzen übrigen Stellung führt die historische Schule folgende Gründe an:

1. Der Gebrauch derselben in der gegenwärtigen Ausdehnung ist nicht geschichtlich begründet. In der Blüthezeit der Literatur des Mittelalters wurde sie bloß dazu angewandt, den Beginn der Sätze und die Eigennamen hervorzuheben. Erst mit dem Zerfall der Sprache und der Literatur begann ihre ausgedehntere Anwendung. Schon im 14. Jahrhundert finden wir vielfache Belege; so z. B. bei Tauler, der die Nebensätze häufig mit einem großen Anfangsbuchstaben beginnt, selbst Konjunktionen auf diese Weise auszeichnet, ohne daß ihnen eine Interpunktion vorausgeht.

Im 15. Jahrhundert nimmt der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben noch mehr zu. Z. B. Als Cristall und Rubein. Du gibst Medicein. (Liederb. d. Hätzlerin.) Drei Fürstin reich und Hochgeborn. (Herm. v. Sachsenh.)

Im 16. Jahrhundert finden wir ihre Anwendung gar ausgedehnt. Doch liegt derselben keine Regel zu Grunde. Wir treffen Substantive bald mit, bald ohne Majuskel gleich neben einander; Eigennamen mit der Minuskel; daneben werden Beiwörter, Zahlwörter, Partikeln u. s. f. je nach Belieben groß oder klein geschrieben. Es scheint, man habe die Majuskel, wie Sattler 1631 bemerkt, als Zierde der deutschen Sprache angesehen und sie darum nach Willkür und Geschmack verwendet. Luther ziert oft das mit der Majuskel, was eine religiöse Beziehung hat.

---

eines Luther, dann der Gottschedischen Schule. — Und warum haben wir nicht diese uralte Einfachheit beibehalten! Warum uns entfernt von der Rechtschreibung der Bildner unserer Sprache, und warum gebrauchen wir jetzo bei Grundwörtern große Anfangsbuchstaben, die selbst bei den gebildetsten Völkern, den alten und neuen, gar nicht üblich sind? — Eine Frage an Deutschlands sprachforschende Gesellschaft!

J. Grimm befolgte in der ersten Ausgabe des ersten Bandes seiner Grammatik (1819) noch die übliche Orthographie!

Belege: Wucher, Betrug, Krieg, raub und brand, — Etlich melden den tag mit schall; sie sollen von dem Tage schweigen; die uns den hellen tag ausschrey. Der ich doch viel sah schetzn, Fahen, Martern, pfetzn. An ihr Weiblich Ehr. Hans Sachs. — X Jahr Kindischer art. Die dritt teutschland verzeichnet hat, und daran gebildt straßburg die stat. Was hilfts, O Teutschland, daß dir gfallt dis Bild so herrlich Sighafft gstallt? Aufrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhaft. Auß Teutschem Gblüt Treuherzigklich. Vollbracht aus Nachbarlicher treu. Wie er um rum werd mit jm Ringen. Fischart. — On zweifel auch über sünde, tod, teufel, helle Schweig den über die Papistischen schweinblasen. Daß wyr nit sagen. Ich glaub gott dem Vatter, oder von dem vatter, sonder ynn gott den vatter. Gelitten unter pontio Pilato, gecreuzigt, gestorben und begraben, Nydder gestiegen zu der helle. Eine heylige Christliche kirche. Kompt her zu mir, alle die jr Mühselig seid, Ich will euch erquicken. Im erkenntnis, Glauben zunehmen, Luther. — Min fründlicher und ungeferbter grus mit erbietenn williger Dienst synd üch zuvor mit allem Vermögen liebs und Guts dargestellt, demnach so wüssend, das ich üch zuschick Ein gutten gsellen, Mit Nammen Immer Wyn v. Erlach. Manuel v. Bern. — Der Hejdnisch adel; disen weltlichen Adel; recht Edel sein wöllen; der Adel Teutscher nation; das Burgerlich joch. Seb. Frank.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts finden wir meist die Substantiven groß gedruckt; doch ist dieser Gebrauch noch nicht fest. Viele Druckwerke dieses Jahrhunderts weisen die Minuskel auf an Substantiven, die Majuskel an Zeitwörtern, Beiwörtern, Zahlwörtern ꝛc.

Belege: Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die sinnen über halß und kopff in reyme bringen,
Der wörter hencker seyn: wer nicht den Himmel fühlt ꝛc.
Opitz' Gedichte. Ausg. v. 1645.

Die erfindung der dinge ist nichts anderes als eine sinnreiche fassung aller sachen, die wir uns einbilden können, der Himmlischen und jrrdischen, die Leben haben und nicht haben. Ein Heroisch getichte, weil sie nur von Königlichem willen, Todtschlägen, verzweifelungen, Kinder- und Vatermörden, brande, blutschanden — handelt. — So lang ein Hirsch wird lieben püsch und Heiden. Kein Waldt, kein Heller fluß, kein hoher Berg. Opitz, deutsche Poeterey.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts suchte Schottel, der beste Grammatiker seiner Zeit, der Willkür in der Anwendung der Majuskel ein Ende zu machen, indem er in seiner „Arbeit von der teutschen Haubtsprache" (1663) S. 221 fol-

gende Anweisung gab: „Alle eigenen Nennwörter (**nomina propria**) und sonst diejenigen, welche einen sonderlichen Nachdruck (Emphasin) bedeuten, als Titel, die Tauf- und Zunamen, die Namen der Länder, der Städte, der Dörfer, der Völker, der Beamten, der Festtage ꝛc., wie auch die, so auf einen Punkt folgen, werden im Anfang mit einem großen Buchstaben geschrieben. Es findet sich zwar, daß die Drucker fast alle selbständigen Nennwörter (substantiva nomina) pflegen mit einem großen Buchstaben am Anfang zu setzen; es ist aber solches eine freie veränderliche Gewohnheit bishero gewesen, und jedem, wie ers hat machen wollen, ungetadelt frei gestanden, soll aber billig hierin eine grundmäßige Gewißheit, inhalts obiger Regel, beobachtet werden." — Gottsched, und besonders Adelung, bildeten diese Regel weiter aus, und so ist sie denn durch Heyse und Becker in der Ausdehnung, wie wir sie eingangs aufgestellt, in unserer neuern klassischen Literatur zu fester Anwendung gekommen.

In Rücksicht auf diese geschichtlichen Vorgänge nennen die Anhänger der historischen Schule den herrschenden Gebrauch in der Anwendung der Majuskel „eine Angewöhnung, die der Unverstand aufgebracht" (Ph. Wackernagel), „eine sinnlose Verkleisterung der Substantive, einen albernen Gebrauch, eine pedantische Schreibweise" (J. Grimm).

2. Der herrschende Gebrauch der Majuskel „verletzt die Würde der Sprache, welche der Schrift keinen Vorrang gestatten, sondern völlige Neutralität von ihr fordern darf". Wozu, so frägt man, sollen Substantive, die in der Regel nicht stärker betont sind, als Adjektive und Verben, vor diesen ausgezeichnet werden? Scherzweise macht einer den Vorschlag, man solle, da offenbar nicht die Substantive, sondern eher die Verben die Hauptwörter der Sprache heißen dürfen, im Einklang mit dieser neu gewonnenen Einsicht, nun eine Zeitlang die letztern groß schreiben.

3. Die Majuskel entstellt die Schrift, gibt ihr ein schwerfälliges Ansehen. Der eine meint, die Substantive ragten mit

ihrer Majuskel wie Saul einen Kopf über alles Volk, ein anderer, sie nähmen sich aus, wie die großen Kameele bei einer Pilgerkarawane. Zudem nehme das „Geschlepp und Gespreize" (J. Grimm) der Majuskel den doppelten und dreifachen Raum der Minuskel ein. „Lassen wir doch an den Häusern die Giebel, die Vorsprünge der Balken, aus den Haaren den Puder weg, warum soll in der Schrift aller Unrath bleiben?" (J. Grimm.)

4. In Anschlag kommt ferner die Analogie fast aller übrigen Sprachen, denen ein solcher Gebrauch der Majuskel unbekannt ist. „Lediglich Dänen und Litthauer haben sich von uns diese peinliche und unnütze Schreibweise aufbürden lassen, Schweden und Engländer legten sie bald nach den ersten Versuchen, in richtigerem Takt und gesunderem Sprachgefühl, wieder ab. In lateinischen Büchern blieben außer den Initialen nur die Eigennamen durch Majuskel hervorgehoben, wie noch heute geschieht." (J. Grimm.) Man solle daher die lächerliche Auszeichnung in der deutschen Schrift fahren lassen.

5. Durch die übliche Anwendung der Majuskel „geht ihr Zweck ganz verloren, weil es dem Ueberblick nunmehr erschwert statt erleichtert wird, den Beginn der Sätze und die aufgesuchten, den Inhalt lenkenden nomina propria unter der Menge gleich ausgezeichneter Wörter heraus zu finden" (J. Grimm). Ihre Beschränkung auf die Initialen und die Eigennamen erleichtert also das Verständniß der Schrift.

6. Die Besorgniß, eine solche Beschränkung möchte zu sehr auffallen und Anstoß erregen, hält die historische Schule im Allgemeinen für unbegründet. „Hat nur ein einziges Geschlecht der neuen Schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein Hahn nach der alten krähen." (J. Grimm.)

Diese Sache wird von einigen Eiferern als eine hochwichtige Angelegenheit, als Gewissensfrage behandelt. W. Wackernagel wird von Andresen hart genug angefahren dafür, daß er in seiner Schulrede über die „deutsche Pedanterei" gesagt, es sei Pedanterei, die großen Anfangsbuchstaben mit viel Aufhebens wieder abzuschaffen: „Einen sehr harten und von dieser

Seite unerwarteten, aber wahrhaft betrübenden, obwohl in Betreff des eigentlichen Beweggrundes, in gewisser Hinsicht möchte man sagen zum Glücke, nicht ganz deutlichen Tadel hat unlängst W. Wackernagel in einer Schulrede, welche von Schulpedanterei handelt, gegen den gewissenhaften Eifer ergehen lassen, mit dem in neueren Zeiten von Anhängern der historischen Richtung die deutsche Orthographie behandelt wird. Und W. Wackernagel ist ein so mächtiger Etymolog!"

Der Gegensatz zwischen dem Urtheil Grimms und demjenigen Wackernagels, meint Andresen, sei eine dringende Mahnung an die Deutschen, der ganzen Frage größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit endlich für das eine oder das andere auf die Länge entschieden werde.

Die Freunde der bisher üblichen Schreibweise machen für ihre Ansicht folgende Gründe geltend:

1. Der allgemein herrschende Gebrauch in der Anwendung der großen Anfangsbuchstaben hat in seiner festen Regelung Eingang in unsere klassische Literatur gefunden. Die Schriften eines Schiller, Göthe ꝛc. nach den Vorschriften der historischen Schule umzuschreiben, ist man nicht berechtigt. In dieser Form sind sie Eigenthum der Nation geworden. Raubte man ihnen die Majuskel, sähen sie wie übersetzt aus. Zudem hat sich der gegenwärtige Gebrauch entwickelt, er ist geworden, nicht gemacht, ist eine historisch begründete Eigenthümlichkeit unserer Sprache. Die Grammatiker haben nicht das Recht, von sich aus so eingreifende und umgestaltende Regeln zu geben.

2. Dieser Gebrauch erleichtert das Verständniß. Die Dinge, von denen die Rede ist, treten sofort heraus; das Feste, Beharrliche, hebt sich gleich von dem Beweglichen ab. Insbesondere erleichtert es den Anfängern im Lesen und Schreiben und in der Erkenntniß der Wortarten das Geschäft. *

---

* Witzig bemerkt dazu Ph. Wackernagel: „Beim Lesen sind gerade die großen Anfangsbuchstaben eine Eselsbrücke, um ohne alles Nachdenken die Substantive herauszufinden. ... Für Leser und Schreiber wäre geholfen,

Zum Beweis, wie sehr das richtige Verständniß durch den Gebrauch der Majuskel bedingt sein kann, erinnert man u. a. an folgende Sätze von Göthe:

»Wenn das Waltende Verbrechen zu begünst'gen scheinen mag, so nennen wir es Zufall;«

und:

»Verhaßt sei mir das Bleibende, verhaßt, was mir mit seiner Dauer stolz erscheint;«

deren Auffassung im Sinne ihres Verfassers gefährdet wäre, wenn man schriebe:

»Wenn das waltende verbrechen zu begünst'gen scheinen mag, so nennen wir es zufall;« und:

»Verhaßt sei mir das bleibende, verhaßt, was mir mit seiner dauer stolz erscheint.«

Dr. Phöbus in Gießen sagt: „Eine Schrift ohne Majuskel wird dem Gelehrten, der seinen Vortheil versteht, niemals zusagen." Er meint, man könne wegen Mangels an Majuskeln nie ein von eigner Hand geschriebenes Blatt so schnell in seinem Inhalt überschauen, und fährt fort: „Wenn es im Deutschen auch nie Majuskeln gegeben hätte, so sollte man sie einführen, um die kostbare Zeit zu sparen. Von ihrer historischen Bedeutung solle man bei ihrer Zweckmäßigkeit ganz absehen. Die praktischen Engländer führten jetzt die Majuskel für manche Fälle ein, um Wörter auszuzeichnen, die nicht Eigennamen wären."

3. Besonders ungeübten Laien müßte der Mangel der Majuskel das Lesen sehr erschweren. — Von der andern Seite wird aber daran erinnert, daß noch vor Kurzem Bibel und Psalmbuch mit den kleinen Anfangsbüchstaben in der Hand des Volkes zu finden waren. „Es war mir," sagt Ph. Wacker-

---

wenn man jeder Wortklasse ein besonderes Abzeichen, so ein besonderes Bändlein ins Knopfloch gäbe. Könnte man z. B. alle Verba roth, alle Substantiva blau und alle Adjektiva gelb drucken und schreiben lassen, das wäre etwas; die anderen Redetheile müßten dann Abarten dieser Farben oder Mischungen derselben bekommen.«

nagel, „nicht nur als ein guter Vorgang überhaupt, sondern auch als sehr nützlich für die Schulen erschienen, als ich in Würtemberg die Kirchengesangbücher ohne alle große Anfangsbuchstaben der Substantiva gedruckt fand. Damit war zugleich der Vortheil verbunden gewesen, daß man nun die Anfänge der Verszeilen mit großen Buchstaben bezeichnen konnte. Das neue Gesangbuch ist leider von der alten Einrichtung abgewichen, ein Verlust für die Schulen und für den Fortschritt überhaupt."

Schlimm genug ist nun, daß die Anhänger der historischen Richtung unter sich selbst nicht einig sind.

J. Grimm, der Altmeister, will also die Majuskel nur im Anfange der Sätze und Reihen und bei den Eigennamen gebraucht wissen. Er selbst aber bleibt seiner Regel nicht treu. In seiner Grammatik setzt er noch in I^2, II, III (1831) überall am Anfang eines neuen Satzes einen großen Anfangsbuchstaben; — in IV (1832) und I^3 (1840), sowie in der Mythologie und in der Geschichte der Sprache beginnt er den Satz bald mit bald ohne großen Buchstaben, ganz nach Willkür. — In III seiner Grammatik sind die Anredefürwörter im Zueignungswort an Wilhelm (seiner Regel entsprechend) ohne, in „An Savigny" I^3 mit Majuskel geschrieben.

Andresen will außer in den von Grimm bezeichneten Fällen die großen Anfangsbuchstaben auch bei den Anredewörtern und bei denjenigen Beiwörtern setzen, die von Eigennamen der Personen abstammen; also: die Weidmannsche buchhandlung, das Adelungische wörterbuch. Er meint, es gelte für unerhört, diesen die Majuskel zu entziehen, und tadelt somit indirekt die Schreibung Grimms: die weidmannsche buchhandlung, das adelungische wörterbuch, die götheschen lieblingswörter.

Weinholds Vorschrift lautet auch wieder anders. Sie heißt: „Man schreibe einzig und allein die Eigennamen und die wirklichen Hauptwörter groß, außerdem die Anredewörter. —

Die Adjektiva, welche von Eigennamen abgeleitet sind, werden klein geschrieben." Also: die weidmannsche Buchhandlung, das adelungische Wörterbuch, die götheschen Lieblingswörter.

Seine Schreibregel stimmt also weder mit der von J. Grimm, noch mit der von Andresen überein. Er gibt jedoch zu verstehen, was er als Regel aufstelle, gelte nur für einstweilen. „Auf „einen Streich läßt sich die Majuskel nicht erlegen."

Andresen bekennt selbst, „daß unter den Bekennern derselben historischen Grundlage Abweichungen in der deutschen Orthographie sich kund geben, wie sie in früheren Zeiten im Allgemeinen schwerlich zu Tage gefördert sind."

Man begreift leicht, daß diesen vorgeführten und den weiter unten noch näher zu erörternden Erscheinungen gegenüber Lehrer, Eltern und Schulbehörden in Besorgniß geriethen, es möchte in der Rechtschreibung eine heillose Verwirrung einreißen, wenn man nicht rechtzeitig durch geeignete Maßregeln dem Uebel wehre, und die durch die lebhafte Kontroverse bloßgelegten wirklichen Uebelstände in der Schreibung beseitige.

Den Reigen eröffnete Hannover. „Die Wahrnehmung der Mißstände, welche durch die überhand nehmenden Verschiedenheiten in der deutschen Schreibweise entstanden, veranlaßten (1854) das K. Oberschulkollegium auf Abhülfe zunächst für den Schulunterricht Bedacht zu nehmen. Es berief eine Konferenz sachkundiger Lehrer des Königreichs, um deren Urtheil darüber zu vernehmen, wie unter Festhaltung des allgemein herrschenden Gebrauchs in den hauptsächlichern Fällen der Gebrauchsschwankungen die Schreibweise festzustellen sei, und darnach Ausarbeitungen zu veranstalten, welche dazu geeignet sind, eine größere Gleichmäßigkeit in der Schreibweise — durch den Gebrauch beim Schulunterricht und durch sonstige Benutzung — herbeizuführen."

Der Gebrauch des großen Anfangsbuchstabens wird also geregelt:

Er kommt zu

dem Anfangswort eines jeden Satzes; dem Anfangswort der direkten Rede

nach dem Kolon; allen Substantiven; allen zu Substantiven erhobenen Redetheilen und Wörterverbindungen (der Reiche, der Deinige, das Laufen, das Insichgehen, das Ich);

den von Eigennamen abgeleiteten Adjektiven, sofern diese Abstammung besonders hervorgehoben werden soll. Also: das französische Heer, ein straßburger Bürger. Aber: ein Götheſches Gedicht. So unterscheidet man z. B. baierisches Bier (nach baierischer Art gebraut) und Baierisches Bier (in Baiern gebraut) (!);

den Adjektiven und Ordnungszahlen, die mit dem Artikel den Eigennamen als Appoſition nachgeſtellt ſind;

den Anredefürwörtern in Briefen.

Er kommt nicht zu:

den unbeſtimmten Pronomen und Numeralien (niemand, keiner, alle, alles, etwas, nichts); den Grundzahlen in den Verbindungen: alle drei, mit vieren fahren, auf allen vieren kriechen; den Adjektiven in formelhaften Verbindungen (gleich und gleich geſellt ſich gern; alt und jung eilt hinaus); den ſubſtantivartigen Neutra der Adjektiven in adverbialen Verbindungen (zum erſten, im ganzen, im allgemeinen, vor kurzem); den adverbialen Kaſusformen (morgens, abends, anfangs); den Substantiven, die mit dem Verbum einen Begriff ausmachen (ſtattfinden, haushalten; auch nicht, wenn ſie hinter das Verbum treten; alſo: er hält haus, er nimmt theil).

Ungefähr zu derſelben Zeit wurde in Leipzig auf Anregung des Herrn Dir. Vogel aus den Lehrerkollegien der ſtädtiſchen Real- und Bürgerſchule eine Kommiſſion gewählt, die Vorſchläge zu einer Einigung in der deutſchen Rechtſchreibung zu machen hatte. Die Ausarbeitung der nöthigen Vorlagen wurde Herrn Dr. Klauing übertragen. Seine Vorſchläge wurden gebilligt, und es wurde erkannt, daß dieſelben in den nächſten Jahren beim Unterricht beobachtet werden ſollen. Im Jahr 1857 wurden ſie veröffentlicht.

Die §§ 1 und 2, welche den Gebrauch der großen Anfangsbuchſtaben regeln, ſind — bis auf einen Punkt — eine wörtliche Wiederholung der Vorſchriften des Oberſchulkollegiums in Hannover. Sie weichen nur in der Anweiſung über den Gebrauch der großen Anfangsbuchſtaben bei den von Eigennamen abſtammenden Adjektiven ab und verlangen, daß die von Orts- und Perſonennamen herkommenden groß, die von Länder- und

Völkernamen abgeleiteten klein geschrieben werden. Also: der Straßburger Bürger, das baierische Bier (in allen Fällen).

In Oesterreich wurde die Schreibweise in der Schule nach den ziemlich weitgehenden Vorschlägen und Schulbüchern von Bernaleken geordnet. Die Regeln über die Großschreibung heißen:

„Wir schreiben groß:

1. Den Anfangsbuchstaben eines Satzes.
2. Den eines Eigennamens.
3. Den eines wirklichen Substantivs.
4. Die Anredewörter Sie, Ihnen, Ihr (in Briefen).

In den Schulen Oesterreichs schreibt man also -- im Gegensatz zu Hannover und Leipzig —: das laufen —, der reiche, ein göthesches Gedicht, Karl der große, gib jedem das seine, das mein und dein u. s. f.

In der Schweiz hat St.Gallen die Initiative ergriffen. Auf Anregung eines unermüdet thätigen und einsichtigen Schulmannes (Herrn Schlegel) hat man daselbst sehr praktische Vorschläge gemeinsam festgestellt und durch den Druck zugänglich gemacht Sie scheinen aber außerhalb des Kantons die verdiente Aufmerksamkeit nicht gefunden zu haben. *

Die durch einen bekannten Gelehrten an der Realschule in Elberfeld versuchte Einführung der historischen Schreibweise stieß auf lebhaften Widerstand bei den Eltern und wurde von der Behörde untersagt; „ein unglaublicher, beklagenswerther Fall," meint Andresen.

II.

Der Gebrauch der eckigen deutschen Schrift.

Mit den Angriffen auf die großen Buchstaben für den Anlaut der Substantiven ꝛc. hängen die auf die deutsche Schrift

* Auch in Kurhessen hat das Ministerium des Innern die Orthographie für die Volksschule nach dem Vorschlage Bezzenbergers (s. Anhang dieser Schrift) durch Beschluß vom 21. Dez. 1858 amtlich geordnet.

enge zuſammen. J. Grimm brauchte in der erſten Ausgabe des erſten Bandes ſeiner Grammatik (1819) noch die gewöhnliche Druckſchrift. Einige Jahre vorher (1816) hatte er ſich in den Heidelberger Jahrbüchern ausdrücklich gegen die lateiniſche erklärt.

Die zweite Ausgabe des erſten Bandes ſeiner Grammatik erſchien (1822) mit der lateiniſchen Schrift; und in der dritten Ausgabe desſelben erklärt er ſich ſtark genug gegen die deutſche, indem er ſagt: „Wer die ſogenannte deutſche Schrift braucht, ſchreibt barbariſch.“ Sein Beiſpiel, unterſtützt durch ſeine Lehre, fand bald Nachahmung.

Aus nachfolgenden Gründen ſpricht ſich die hiſtoriſche Schule gegen den Gebrauch der eckigen Schrift aus:

1. Sie hat keine geſchichtliche Berechtigung. „Im Mittelalter galt durch ganz Europa nur eine Schrift, nämlich die lateiniſche, für alle Sprachen. Im 13. und 14. Jahrhundert begannen die Schreiber die runden Züge der Buchſtaben an den Ecken auszuſpitzen, wodurch die eckige Schrift entſtand. — Die Erfinder der Druckerei goſſen ihre Typen ganz wie ſie in den Handſchriften üblich waren und ſo behielten die erſten Drucke des 15. Jahrhunderts dieſe eckigen Buchſtaben für lateiniſche, deutſche und franzöſiſche Bücher bei. In Italien, wo die Schreiber der runden Schrift treuer geblieben, kehrte man noch im 15. Jahrhundert in den Druckereien zu lateiniſcher Schrift zurück. Auch in Deutſchland geſchah bald für das Latein dasſelbe. Für deutſche Bücher dagegen behielt man die eckige bei. Außer Deutſchland herrſchte ſie auch in England, in den Niederlanden, in Skandinavien und bei den Slaven lateiniſcher Kirche. Engländer und Niederländer entſagten ihr allmälig ganz; die Polen haben ſich gleichfalls von ihr losgeriſſen; die Böhmen und Schweden meiſtentheils; ſie beſteht gegenwärtig nur, außerhalb Deutſchland, in böhmiſchen und ſchwediſchen Zeitungen; in Dänemark, Liefland, Litthauen, Eſthland und Finnland.“ Deutſch kann dieſe Schrift nicht genannt werden, da ſie auch außer Deutſchland herrſchte und noch herrſcht. Aber leider nennt man ſie ſo, „als ob alle unter uns im Schwang gehenden Miß-

bräuche zu ursprünglichen deutschen gestempelt, dadurch empfohlen werden dürften." (J. Grimm.)

2. Da fast alle andern Nationen die runde lateinische Schrift haben, so sollten auch wir der eckigen entsagen.

3. Die eckige Schrift ist „ungestalt, häßlich, geschmacklos, verdorben, das Auge beleidigend, verschnörkelt und verknorzt" (J. Grimm). Sie läßt unsere Bücher denen aller übrigen gebildeten Nationen gegenüber barbarisch erscheinen und verhindert das Studium und die Verbreitung unserer Literatur im Ausland, da sie den Fremden anwidert.

4. Sie nöthigt, die Zahl der Alphabete zu verdoppeln. Jedes Kind muß für einen Laut acht Zeichen lernen (die geschriebenen und gedruckten, großen und kleinen Buchstaben der lateinischen und deutschen Schrift), während die Hälfte genügte. Auch die Druckereien würden erleichtert, da sie alsdann nicht einen zwiefachen Vorrath von Typen haben müßten. Den Unterschied zwischen j und i könne man im großen deutschen Alphabet nicht ausdrücken.

Die Freunde der deutschen Schrift führen für ihre Ansicht folgende Gründe an:

1. Die eckigen Buchstaben sind eine nationale Eigenthümlichkeit unserer Schrift, die sich in unserer klassischen Literatur eingebürgert hat. Wie in der deutschen Baukunst aus dem römischen Rundbogen der Spitzbogen sich entwickelt, so gieng aus der runden Schrift, bewußt oder unbewußt, die eckige hervor. Das lag im Geist der Zeit und der Nation, und hat uns die Ehre und den Vortheil einer eigenthümlichen nationalen Druckschrift verschafft. Es liegen in ihr echtes Deutschthum, „schätzenswerthe Ueberreste altdeutscher Kunst und Art, Kraft, deutscher Stil und Geist" (Fr. Schlegel).

2. Die eckige Schrift liest sich leichter und greift das Auge weniger an. Man beruft sich dabei auch auf das Urtheil Wielands, Jean Pauls und Lichtenbergs als klar verständiger und gelehrter Männer, die die lateinische Schrift in deutschen Werken dem Auge und dem Verständniß für anstößig fanden.

Insbesondere wird an die Klage Kants gegen den häufigen Gebrauch der lateinischen Schrift erinnert, von welcher Breitkopf mit Recht sage, daß Niemand das Lesen derselben so lange aushalte, als das der deutschen.

3. Man schreibt die eckige schneller. Und wenn es wahr ist, daß die Handschrift der Deutschen sorgfältiger, klarer und leserlicher ist, als die fast aller übrigen Nationen, so ist das auch auf Rechnung der Buchstabenform zu setzen.

4. Die Behauptung, die eckige Schrift hindere das Studium und die Verbreitung der deutschen Literatur im Ausland, hat wenig Grund. Die vielen klassischen deutschen Werke, die in andere Sprachen übertragen worden, erlangten diese Ehre trotz der Schrift, in der sie gedruckt waren. Wer den ernsten Willen hat, mit der deutschen Literatur sich bekannt zu machen, wird auch die kleine Mühe nicht scheuen, die deutschen Buchstaben kennen zu lernen. Man druckt das Griechische auch nicht in lateinischen Lettern, so bequem es für arbeitsscheue Schüler wäre. — Zudem sind die Deutschen auf einem Standpunkt angelangt, wo sie sich nicht nach anderen Nationen zu richten haben. Die anderen sind jetzt bemüht, nicht hinter den Deutschen zurückzubleiben. Kein Volk Europa's ist so geneigt, das eigenthümlich Heimatliche aufzugeben und mit dem Fremden zu vertauschen, wie das deutsche. Es hat auch schon so vieles aufgegeben, daß man die nationale Schrift nicht noch aus leeren Vorwänden den Romanen opfern darf. Sicher wäre bei keinem Volke Europas, das eine so schöne und reiche Literatur, in so eigenthümlichen äußern Formen ausgeprägt, besitzt, diese Frage aus kosmopolitischer Weichmüthigkeit und Mangel an Achtung gegen das Heimatliche so weit gediehen, als sie bei uns gediehen ist. *

* Irren wir nicht, so ist in dem Vertrag über den telegraphischen Verkehr, der im Jahr 1858 in Bern unterzeichnet worden, auch die Bestimmung aufgenommen, daß die Depeschen nur in runder Schrift auszufertigen seien.

III.

Die Vokale.

1. Bezeichnung der Dehnung.

Die wesentlichste Veränderung, die im Lauf der Zeit im Vokalismus der deutschen Sprache vor sich gieng, ist die Abschwächung der kurzen Vokale in gedehnte.* In den frühern Perioden sind die Kürzen zahlreich, allmälig nehmen die Längen überhand. Die ursprüngliche Kürze ist vor einfachem Konsonant bis auf wenige Spuren verschwunden, nur vor zwei Konsonanten hat sie sich meistentheils erhalten. (J. Grimm, Gramm. I³. 212. 214.) „Dem kurzen Vokal gebührt der Vorrang vor dem langen; er ist das einfache ursprüngliche Element. Der kurze Vokal ist erste Potenz, der lange zweite. Die alte Sprache erscheint leichter, die neue schwerfälliger. Wenn die Formen der alten Sprache frisch und lebhaft auftreten, nehmen die der neuen eine blöde und getrübte Ruhe an." (S. Grimm a. a. O. S. 32.) Es hat also die Sprache durch den erwähnten Vorgang unzweifelhaft an Energie, Frische und Kraft eingebüßt, ist schleppender, breiter, blöder geworden.

Die ursprünglich kurzen Vokale heißen organische Kürzen, die ursprünglich langen organische Längen; die kurzen, die im Laufe der Zeit lang geworden, Dehnungen.

Wir Schweizer, von denen Stalder rühmt, daß sie gerne an den sprachlichen Gebilden des Alterthums hangen, dieselben in Ehren halten und in der Aussprache der Geschichte treuer bleiben, können die Dehnungen leicht von den organischen Längen unterscheiden, da unsere alemanische Volkssprache die meisten organischen Kürzen erhalten hat. Wir unterscheiden lohnen und wohnen (lönen', wonnen), Wage und Wagen (Wäge, Wägen), lehnen und nehmen (lenen nemmen), während die Schriftsprache je beiden lange Vokale gibt. Wir sprechen in gleicher Weise kurz: zallen (zahlen), jägen (jagen), Fäden (Faden), geschlägen (geschlagen), Häfen (Hafen), Vatter (Vater), borren (bohren), hollen (holen), Bögen, gezögen

* Die hochdeutsche Sprache setzte überhaupt den Unterschied von Kürze und Länge hintan und hob die Gegensätze der Betonung hervor.

(gezõgen), häben (haben), Jügend (Jügend), Tügend (Tügend), wẽg, z. B. gang e wegg (wẽg), tretten (treten) hẽben (hẽben), fiben (fleben), Wiſe (Wieſe), vil (viel), diſer (dieſer) Gibel (Giebel) ꝛc. Die Schriftſprache dehnt alle dieſe Wörter.

Die organiſch langen a kennen die Oſtſchweizer leicht daran, daß ſie landſchaftlich wie o (ω) geſprochen werden; z. B. Obig (Abend), Schof (Schaf), Schlof (Schlaf), wohr (wahr), Strof, Some (Same), Johr (Jahr), frogen (fragen), Chrom (Kram), goh (gehen), Gfohr (Gefahr), Wogſtück (Wageſtück), Nodle (Nadel), Wog (Wage) aber Wägen, ſtoh (ſtehen) aber geſtanden, Stand u. ſ. f.

Organiſch lange u kommen in der neuhochdeutſchen Sprache nicht mehr vor; ſie haben ſich meiſt in au verändert; z. B. Kraut, Maul, Taube, aus, tauſend, Braut, Traube, lauteten im Mittelhochdeutſch krût, mûl, tûbe, ûz, tûsent, brût, trûbe etc., wie wir ſie noch ſprechen.

Das lange u unſerer gegenwärtigen Schriftſprache iſt entweder Dehnung, wie in Zug, Tugend, Jugend; oder Schwächung des Diphthong uo (ue), z. B. in Blume, Ruhm, Bube, Grube, Bruder, gut, Mutter, Fuß, mußte ꝛc. von den mittelhochdeutſchen Wörtern bluome, ruom, huobe, gruop, bruoder, guot, muoter, vuoz, deren Lautverhältniſſe unſer Dialect erhalten hat.

Organiſch lange i gibts in der neuhochdeutſchen Sprache ebenfalls nicht mehr; ſie ſind zum Diphthong ei geworden, der ſchon im Gothiſchen vorausgieng. In unſerer Mundart haben ſie ſich jedoch erhalten: mi (mein), di (dein), zwi (Zweig), Schi (Schein), Wib (Weib), Lim (Leim), glich (gleich), rich (reich) ꝛc.

Schon im Althochdeutſchen und im Mittelhochdeutſchen war das Streben rege, die urſprüngliche Kürze aufzuheben (J. Grimm, Gramm. I³. 118, 203); doch nahm die Abſchwächung des kurzen Vokals (z. Theil unter Einfluß des Niederdeutſchen) vorzüglich erſt in der Zeit des Verfalls des Mittelhochdeutſchen und des Ueberganges in das Neuhochdeutſche ſo allgemein überhand. Nachdem dieſe Aenderung ſich feſtgeſetzt, machte die Sprache ernſtliche Verſuche, die langen Vokale, die im Althochdeutſchen und im Mittelhochdeutſchen nicht bezeichnet wurden *, durch

* In den früheſten althochdeutſchen Handſchriften, wie im Wörterbuch des heil. Gallus, findet man allerdings ſchon Vokalverdoppelung, z. B. stool, huus, iis, goomo (Wackern. III. 2 ff.). Die Vorauer Handſchrift zeigt dehnendes »h«. Allein dieſe Bezeichnungen wurden wieder aufgegeben. Die Ein-

Schriftzeichen auszudrücken. Sie hat drei Wege eingeſchlagen, keinen mit Konſequenz verfolgt und überdieß eine Menge Längen unbezeichnet gelaſſen.

Die drei zur Bezeichnung der Längen angewandten Mittel ſind folgende:

1. Die Verdoppelung des Selbſtlautzeichens, Gemination. Dieſe findet jedoch nur bei a, o, e, — nicht aber bei i und u, auch nicht beim Umlaut ſtatt, wenn ſchon der reine Laut in demſelben Wort geminirt iſt; z. B. Saal, Säle; Paar, Pärchen, Moos, Möſer.

2. Die Einſchiebung von e nach dem Vokal, jedoch nur bei i.

3. Die Einſchiebung des h, das ſich bald hinter den Vokal, bald hinter das vorausgehende oder nachfolgende t ſtellt.

Die zweite Art der Bezeichnung iſt die conſequenteſte. Nicht nur beſchränkt ſie ſich auf den einen Selbſtlaut i, ſondern es werden auch alle Dehnungen desſelben durch e bezeichnet, mit Ausnahme von ihm, ihr, ihn, wo die Länge durch h ausgedrückt iſt, und dir, wir, mir, Igel, Biber, und in Fremdwörtern (Bibel, Fibel, Magazin ꝛc.), wo ſie unbezeichnet bleibt. Das dehnende h erſtreckt ſich dagegen auf alle Vokale.

Ein kurzer geſchichtlicher Ueberblick wird am beſten zeigen, wie regellos und willkürlich dieſe Dehnungsbezeichnung eingeführt und gehandhabt wurde.

Von der Gemination finden ſich ſchon Spuren im 14. Jahrhundert, z. B. ee (Bund); im 15. Jahrhundert iſt ſie ſchon häufiger; am häufigſten kommt Verdoppelung des e vor; z. B. ſeer (Herm. v. Sachſenh.), gee (geh), geeſt (gehſt) ꝛc. Im 16. und 17. Jahrhundert mehrt ſich die Gemination ungemein; Paul Fleming wendet ſie am reichlichſten an; wir treffen bei ihm Seegen, Leeben, heeben, Weeſen, ſchweer, Frooſt, hooch, bloos, ſchoon, Loob, Quaal, Raath, Schlaaf, ſpraach, ſaagen, Bluut, Natuur. — Der beſſere Geſchmack der neueren Zeit hat in einer

cumflexion der Notkeriſchen Schule erleichtert die Scheidung der langen und kurzen Vokale. Im Mittelhochdeutſchen, wo bis auf geringe Ausnahmen jede ſchriftliche Bezeichnung fehlt, werden ſie aus dem Reim erkannt.

Menge von Wörtern den einfachen Vokal wiederhergestellt, besonders die Gemination von u ausgemerzt, die eigentlich nie allgemeine Geltung gefunden; ii wurde durch ie abgehalten und unnöthig. Bei Heyse finden sich noch folgende Wörter mit doppeltem Vokal: Aal, Aachen, Aar, Aas, Haar, Maal, Paar, Raa, Saal, Saat, Schaar, Staar, Staat, Waare, Beere, Beet, Geest, Heer, Heerde, Klee, leer, ausleeren, Meer, scheel, Schmeer, Schnee, See, Seele, Speer, Spree, Theer, Boot, Loos, Lootse, Moor, Moos, Soole (37).

Becker hat schon weniger, und Götzinger schreibt: „Wie weit die Verdoppelung des Vokals jetzt noch gehen soll, hängt von der Willkür ab."

ie zur Bezeichnung der Dehnung tritt ungefähr zu derselben Zeit, wie die Gemination auf. Im 15. Jahrhundert findet man zwar meist noch Glider, vil, ligen, disе; doch auch spielen, nieder, viel. Im 16. Jahrhundert trifft man die gleichen Wortformen mit i und ie; z. B. wider und wieder, Gibel und Giebel, ligen und liegen, siben und sieben, Wise und Wiese, Rise und Riese, vil und viel; oft bei demselben Schriftsteller, z. B. Luther: dieser, diser, disser, nieder, nieder, nidder. Vom 17. Jahrhundert an werden alle gedehnten i (bis auf oben erwähnte Ausnahmen) durch ie bezeichnet. Paul Fleming schrieb der Analogie gemäß dier, mier.

Die Bezeichnung der Dehnung durch eingeschaltetes h hat am meisten Anwendung gefunden. Es tritt auch am frühesten auf. Schon im 14. Jahrhundert trifft man jhr, jhm, Jhesus. Im folgenden Jahrhundert finden sich Jahr, thut, Muth, ehren, kahl, fröhlich, wohl, Theil neben Jar, Jor, tut, Mut, eren, kal, frölich, wol, teil.

Im 16. und 17. Jahrhundert herrscht bei reichlicher Anwendung die größte Schwankung, so bei Luther: gelert und gelehrt, ohn, on und onn, rümen und rühmen, wol und wohl, faren und fahren, Ererbietung und ehrbar, Mut und Muth, jm, jn, jr und jhm, jhn und jhr, Jar und Jahr, Vortheil und theil, hochmüthig und demütig.

Die größte Willkür waltet bei der Stellung des „h". Bald wird es hinter den Vokal gesetzt, bald mit den vorausgehenden oder nachfolgenden Consonanten verbunden, besonders mit t.

Wir finden bei Luther, Seb. Frank, H. Sachs, Fischart, Opitz, P. Fleming u. s. f. folgende Schreibungen, die zugleich Zeugniß von der völligen Grundsatzlosigkeit in der Anwendung dieses Dehnungszeichens ablegen: Rhu, Ruh, Rhat, Raht, Rath, rhümen, rühmen, That, Taht, Tath, rhuen, ruhen, ruen, Theich, weith, Arth, Leuthe, Tanth (Tand), Thuch, Thisch, Thischthuch, Thon (Ton), Wohn (Wonne), quählen, Torheit, Tohrheit, Thorheit, jhn, Bluht, Bluth, ghen, gehn, gen, dehr, ehr (er), ehs, dehm, dem, der, er, es, kahm, kham, mher, mehr, mer u. s. f.

Schottel suchte die Stellung des h zu regeln durch folgende Anweisung: „Das h kann nicht bald anfangs oder zu Mitten des Wortes hinter dem mitlautenden Buchstab gesetzt werden als thaten, rhaten, felhen, sondern das h muß auf den Vokal folgen, als tahten, rahten, fehlen ꝛc."

Die Anwendung des h hat sich in der neueren Zeit vermindert, doch ist seine Herrschaft immer noch groß.

Die Dehnungsbezeichnung in der neuhochdeutschen Sprache hat nicht geringe Schwächen, und bietet den Angriffen von Seite der historischen Richtung Blößen genug.

Zunächst ist der Umstand mißlich, daß man für denselben Zweck drei verschiedene Mittel hat und ohne Grundsatz bald dieses bald jenes anwendet, während im Grunde keines nöthig ist, da vor einem Konsonant der Vokal lang, vor zweien kurz ausgesprochen wird. (S. S. 17) Man hat zwar für den Gebrauch Regeln aufgestellt, u. a. auch die, daß zur Bezeichnung der Dehnung vor den Liquiden (r, l, m, n) h gesetzt werde, Aber die Zahl der vor diesen Konsonanten nicht durch h bezeichneten Längen ist ebenso groß, als die der bezeichneten (106 zu 106. S. Ruprecht, d. Rechtschr. S. 35).

Dann findet sich eine große Zahl von Längen ganz unbezeichnet. Welchen Grund hat man zu schreiben: kam neben lahm

und nahm; Lohn — Krone; war, zwar — wahr, Waare; Jahr — gar; Schwan — Hahn; ſchmal — Zahl; grün — kühn; klar — Haar; mir, dir, wir — ihr, ihm, ihn, ꝛc.? Warum hat man früheren Schreibungen, wie dier, mier, ehs, ehr, dehr wieder aufgegeben und ihn, ihm, ihr behalten? Wenn ungeübte Laien mier, dier, wier, oder mihr, dihr, wihr ſchreiben, ſo verletzen ſie kein Geſetz und fehlen nicht ſo arg, wie der Pedant meinen möchte.

Organiſche Längen blieben unbezeichnet, z. B. Qual, ſpat, Abend, klar, Krone, ſelbſt vor zwei Konſonanten, wo ſie bedroht genug waren, wie in Art, Bart, Pferd, Erde, Mond; während organiſche Kürzen das Dehnungszeichen erhielten, z. B. wohnen, bohren, Riegel, nieder.

Das Streben der hiſtoriſchen Schule geht nun dahin, ſämmtliche Dehnungszeichen aus der Schrift zu entfernen; wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach. Der Einwurf, daß das Aufgeben der Dehnungszeichen auf die Ausſprache Einfluß hätte, weil man zur Unterſcheidung von Längen und Kürzen kein äußeres Merkmal mehr beſäße, wird mit der Bemerkung abgewieſen, daß ja Jahrhunderte hindurch die unbezeichneten Längen ſich erhalten, und neben den bezeichneten keinen Nachtheil in der Ausſprache erlitten.

J. Grimm ſagt in der Vorrede zum Wörterbuch: „Es iſt am beſten gethan, den gedehnten Laut überall unbezeichnet und jede Verdoppelung oder Einſchaltung von e und h fahren zu laſſen.*

---

* J. Grimm hat nicht gewagt, ſeiner eigenen Weiſung zu folgen. Den Grund gibt er ſelbſt an: »Der anfangs beabſichtigten, künftig einmal unerläßlichen Reinigungen unſeres Vokalismus habe ich mich jetzt noch entſchlagen, doch iſt vorläufig ſchon die gebeſſerte Schreibung in Klammer beigefügt worden. Billig zu achten war vorerſt auch auf die nicht grundloſe Beſorgniß der Verlagshandlung, daß das Publikum, für einzelne Beſſerungen der Orthographie zwar empfänglich, durch heftige Erſchütterung des hergebrachten und feſthaftenden Brauchs abgeſchreckt werden möge. Auch in dem Falle, daß ſämmtliche gegenwärtig ſchon geübten oder vorgeſchlagenen orthographiſchen Aende-

Im Einzelnen gehen die Vorschläge der Bekenner der historischen Richtung ungleich weit. Zum Zwecke einer Uebersicht müssen wir die verschiedenen Dehnungsbezeichnungen auseinander halten.

Die Gemination scheint am leichtesten zu beseitigen, da sie nicht bei einer großen Anzahl von Wörtern haftet und eine konsequente Durchführung dieser Dehnungsart nicht zu erwarten ist. Wie wenig fest sie steht, beweist der Umstand, daß bei eintretendem Umlaut des verdoppelten Vokales sie wieder aufgehoben wird. (S. oben S. 19.)

Weinhold will die Verdoppelung der Vokale ganz aufheben. Er schreibt Bere, Se, Schne, ler, Al, As u. s. f.

Andresen meint, durch ihre Abschaffung geschähe der Orthographie ein Dienst, wagt aber den Vorschlag nicht.

J. Grimm schwankt. Bei Aal, Aar, Aas, baar bezeichnet er als bessere später zu befolgende Schreibung Al, Ar, As, bar; bei Beere, Beet ist die Gemination als gültig behandelt.

Hannover hat sie auf 28 Wörter (die Fremdwörter und die niederdeutschen Geest, Lee, Reep nicht gerechnet) beschränkt.

In den österreichischen Schulbüchern sind nur 17. Die Verdoppelung des o wird als abgekommen betrachtet.

Hahn bedauert in seiner mittelhochdeutschen Grammatik, daß dieß Hülfsmittel bei uns nur in wenigen Wörtern gangbar geblieben sei. Ruprecht meint, ihre Beibehaltuug sei von praktischer Bedeutung in Wörtern wie Waage, Staat zum Unterschied von Wagen, Stadt, Statt.

---

rungen durchgriffen, erschiene die Sache damit unabgethan, und in weiter Ferne hielten noch andere Forderungen, die mit der Zeit sich geltend machen könnten. Eine gänzliche Umwälzung, wobei freilich mit nothwendigen Ausnahmen wieder der mittelhochdeutschen Schreibweise zugelenkt werden müßte, scheint erst dann gelingen zu können, wenn ihr unter grammatischer Begründung in empfänglicher Zeit durch ein Wörterbuch vollständig der Weg gebrochen sein wird. Das gegenwärtige Wörterbuch darf bloß Anspruch darauf machen, ihn hin und wieder anzubahnen und die Aenderung vorzubereiten."

Was nun ie betrifft, so ist diese Lautverbindung durchaus nicht überall als Dehnung zu betrachten. Sie hat mehrfachen Ursprung:

ie ist

1. die Abschwächung des althochd. io (bei Otfried ia), welcher Diphthong eine durch ein nachfolgendes a erzeugte Brechung des gothischen iu ist; mittelh. ie *. Z. B.

gothisch.	althochd.	mittelhochd.	neuhochd.
stiurs	stior	stier	Stier.
biugan	piokan	biegen	biegen.
biudan	piotan	bieten	bieten.
	forliosan	verliesen	verlieren.
giutan	kiozan	giezen	gießen.
	dionôn	dienen	dienen.
diubs	diup (diop)	diep	Dieb.
liud	liod	liet	Lied.
liubs	liup (liob)	liep	lieb.
tiuhan	ziohan	ziehen	ziehen.
fidvor	vior	vier	vier u. s. f.

Dieser Diphthong ist also organisch, d. h. ein ursprünglicher Bestandtheil des Wortes; also unangefochten. Die schriftdeutsche Aussprache läßt den Diphthong nicht mehr hören, wohl aber unsere Volkssprache, die geschichtlich treuer geblieben.

2. Die Abschwächung der dem althd. Diphthong ia (auch iu, io) mit zwischen i und a ausgefallenen Konsonanten, mittelhd. ie, im Prät. der reduplicierenden Verben.

gothisch.	althochd.	mittelhochd.	neuhoch.
(háihald)	hialt	hielt	hielt
(gaggida)	gianc (kianc)	gienc	gieng
(fáifah)	fianc	vienc	fieng
(háihah)	hianc	hienc	hieng
	fial	viel	fiel

* In vielen Fällen erhielt sich der Diphthong iu länger und trat dann in unserer Schriftsprache als eu auf; z. B. hiute heute, niun neun, niuwe neu.

gothiſch.	althochd.	mittelhochd.	neuhochd.
(háihâit)	hiaz	hiez	hieß
stáistáut	stiaz	stiez	ſtieß.

Auch dieſes ie iſt organiſch; die Bemerkungen über Ausſprache ꝛc. gelten hier ebenfalls. Die Schreibung hing, ging, fing iſt alſo unberechtigt. Sie iſt durch Einfluß des Mitteldeutſchen entſtanden. Selbſt wir Schweizer haben ſie theilweiſe angenommen, alſo eine Verbeſſerung darin geſehen, obgleich die Ausſprache uns den Diphthong gleich erkennen läßt. Konſequenterweiſe hätte man auch hiß, ſtiß, hilt, ſchlif, blis, brit ꝛc. ſchreiben ſollen.

3. die Nachbildung des entſprechenden romaniſchen Lautes. Die romaniſchen Sprachen hatten nämlich die Gewohnheit, dem lateiniſchen e ein i vorzuſchlagen, z. B. Petrus — Pierre; rem — rien; pedem — pied; seculum — siècle etc. Dieſes ie gieng dann auch auf die ins Deutſche eindringenden romaniſchen Wörter über. So entſtanden Brief breve, Fieber febris, Prieſter presbyter, Spiegel speculum, Ziegel tegula.

Aehnlichen Urſprungs iſt die Endung ieren. Als im 13. Jahrhundert zuerſt Wörter der franzöſiſchen erſten Konjugation in das Deutſche aufgenommen wurden, war es in Frankreich üblich, dem er ein i vorzuſchlagen. Im Franzöſiſchen verſchwand jenes e wieder; im Deutſchen blieb die Endung ieren, und wurde fortan als Bildungsſilbe bei allen aus der Fremde entlehnten oder aus Fremdwörtern gebildeten Verben gebraucht.

ieren (nicht iren) wird mithin als berechtigt angeſehen, da es als Bildungsſilbe ſprachlich überliefert iſt. Alſo: addieren, reducieren ꝛc.

Mit der Ausſprache dieſes ie verhält es ſich wie in den beiden vorigen Fällen:

Anm. Auch die Fremdwörter haben uns die Endung ie gebracht, welche aus dem franzöſiſchen ie, lateiniſchen ia und griechiſchen εα und εια entſtanden iſt, wie Partie, Philoſophie, Sophie. Wenn der Ton auf der vorhergehenden Silbe ruht, wird ſie zweiſilbig geſprochen, z. B. Arie, Beſtie, Hoſtie, Folie, Peterſilie.

ie ſteht

4. für urſprünglich (organiſch) kurzes i, als Dehnung desſelben *. Die alemanniſche Mundart läßt dieſe Wörter leicht erkennen, da ſie in der Ausſprache das kurze i meiſt beibehalten hat. Hier liegt alſo kein Diphthong zu Grunde.

Einfaches i haben bewahrt: mir, dir, wir, wider, erwidern, Igel.

Wörter mit dieſem (geſchichtlich unberechtigten, unorganiſchen) ie ſind bei hundert. Z. B. bieder, Diele, dieſer, Gefieder, Giebel, ergiebig u. ſ. f.

Hieher gehören auch die 2. und 3. Perſon Präſ. und der Imperativ Sing. der Verben gebären, befehlen, empfehlen, geben, leſen, geſchehen, ſich ſcheren (weggehen), ſehen, ſtehlen.

5. auch als Dehnung für mittelh. ei in den Präteritis und Participien der Verben bleiben, gedeihen, leihen, meiden, preiſen, reiben, ſcheinen, ſchreiben, ſchreien, ſchweigen, ſpeien, ſteigen, treiben, weiſen, zeihen. Z. B. gedieh, lieh, mied, ſchrieb, ſchwieg, blieb, mied, rieb; mittelhochd. bleip, meit, reip ꝛc. Luthrr brauchte noch häufig ei, z. B. ſchein, ſchweig, treib. Opitz ſetzte für ſchrie ſchrei. Im Plur. hatten ſie im Mittelh. kurzes i. Dieſes alte kurze i iſt in den Sing. eingedrungen; ie iſt deſſen Dehnung.

6. für organiſch langes i in wenigen Wörtern, z. B. Friedhof, mittelhd. vrîthof; Biene, althd. pîa, mittelhd. bin (kriegen (in die Gewalt bekommen) ſtammt aus dem Niederdeutſchen; ins Mittelhochd. iſt es wenig vorgedrungen); verſiegen (vertrocknen) u. ſ. f. Der organiſchen Entwicklung gemäß müßten dieſe Wörter heißen Freithof, Beine, kreigen, verſeigen (vergl. ſeihen, ſeicht).

Die angeſtrebte Beſeitigung von e nach i kann ſich natürlich nur auf die Fälle beziehen, wo der genannte Buchſtabe

---

* J. Grimm behauptet hier Brechung (Gramm. 1³ 163, 222, 223); Weinhold zieht praktiſche Folgerungen für die Rechtſchreibung daraus. Ruprecht macht S. 41 in ſeiner „deutſchen Rechtſchreibung“ wohl begründete Einwendungen.

Dehnungszeichen ist, also nur auf die Wortformen unter 4, 5 und 6; nicht aber auf die unter 1, 2 und 3, wo ie organischer Diphthong, also unangefochten ist. Wir Schweizer besonders sind im Erkennen und Unterscheiden der Formen, wo ie organisch und wo es bloß Bezeichnung der Dehnung ist, besser dran, als die Mittel- und Norddeutschen. Wir lernen (mit wenigen Ausnahmen) von der Mutter jene mit dem Diphthong, diese mit einfachem i sprechen *. Die schriftdeutsche Aussprache anerkennt keinen Unterschied. Nur spricht J. Grimm die Hoffnung aus, daß, wenn einmal das e der Dehnung beseitigt wäre, man die reinere Aussprache des Diphthongs ie wieder gewinnen könnte.

Möller und O. Vilmar wollen das e der Dehnung ganz abgethan wissen. Nach ihnen hat man zu schreiben ligen, vil, diser, liset, sihst, befihlst, lih, blib, gedih, Vih. Bei O. Vilmar findet man jedoch neben geschriben auch geschrieben (bis S. 46 in seinem Schriftchen über „Rechtschreibung" steht meist geschrieben, von dort an geschriben), sigen, Sig und gesiegt, sogar giebt (S. 8).

Weinhold nimmt mit J. Grimm in dem ersten der drei Fälle, wo ie als Dehnung steht (unter Nr. 4 S. 26), Brechung an, will darum das e in den hieher gehörigen Formen geschont wissen; nur in den Wörtern unter 5 und 6 (S. 26) soll es fort. Er schreibt also blib, schrib, gedih, schri, schwig, stig, zih in der Mehrzahl und Part. Prät. natürlich ie, weil hier Brechung, also: schrieben, geschrieben, stiegen, gestiegen; ebenso giebst, giebt, doch ist gibt, gibst zulässig, weil diese ältere Schreibung nie unterdrückt war); — Fridhof, Einfridigung, umfridigen, Bine, versigen, krigen (erwischen).

---

* Der Diphthong in folgenden Wörtern sprechen wir gewöhnlich wie einfaches i: sie, Friesel, Kiefer, Dienstag, Knie; das gedehnte i diphthongisch in: Bugspriet, Friesen, Gottlieb, griesgram, Federkiel, kriegen (erwischen), Riester, Schierling, schmieren, Strtemen, Wiege, wiegen, Ziege.

J. Grimm ſieht als Ziel zukünftiger Verbeſſerungen u. a. die Entfernung aller e der Dehnung, und er würde wohl (ſ. Vorrede zum Wörterbuch Sp. LVII u. LVIII) Weinholds Scheidung und Vorſchrift nicht feſthalten. Finden wir doch bei ihm ergibig, ausgibig, Lid (Augenlid), die nach Weinhold ausgiebig, ergiebig, Lied (Augenlied) geſchrieben werden müſſen. Freilich ſchreibt Grimm ſelber Sp. 788 ſeines Wörterbuches bei dem Artikel „Augenbraue" Augenlider und Augenlieder.

Vernaleken ſtellt als Schreibregel auf: Das gedehnte i wird ie geſchrieben, mit Ausnahme der Wörter, die wir ſchon auf S. 19 als ſolche angeführt. Er behält alſo die bisherige Schreibweiſe bei.

Andreſen macht keine entſchiedenen Vorſchläge. Nur da, wo i bislang unangetaſtet geblieben, oder neben ie feſtgehalten worden, empfiehlt er einfache Schreibung. In den Formen, die Grimm als Brechung erklärt, dürfe, meint er, die Grammatik der Orthographie nicht zu nahe treten. Auffallender Weiſe ſagt er aber ſpäter: „Wenn ligen ſtatt liegen hergeſtellt ſein wird, u. ſ. f."

Die Hannover'ſche Konferenz bleibt im Ganzen beim Bisherigen; nur ſchreibt ſie Lid (lit) vor zum Unterſchied von Lied (Liet), wo ie organiſch iſt; auch gieng, fieng, hieng.

Die Mitglieder der Leipziger Kommiſſion, die ſonſt die Vorſchläge von Hannover zu den ihrigen machen, geben zwar fieng, gieng, hieng als hiſtoriſch richtiger zu, ſchlagen aber dennoch fing, ging, hing vor wegen der dortigen Ausſprache und wegen Mangel an einer Analogie von ieng; Gründe, die kaum ſtichhaltig ſind. Ebenſo empfehlen ſie giebſt, giebt (gegenüber der richtigeren Form gibſt, gibt) aus Rückſicht auf „ergiebig, ausgiebig, nachgiebig, die nicht zu ſchwanken ſcheinen". (Siehe oben die Grimm'ſche Schreibung.) Hannover wie Leipzig wollen wider (contra) und wieder (rursus) nebſt den Ableitungen durch die Schreibung unterſcheiden, obgleich ſie geſchichtlich ſich ganz gleich verhalten.

Die Vertheidiger des Dehnungs-e machen darauf aufmerk-

ſam, daß dasſelbe mit faſt ausnahmsloſer Konſequenz angewandt iſt, während nach den Vorſchlägen der hiſtoriſchen Orthographie die ſichere Regel über die Schreibung des langen i aufhört, indem alsdann in zirka 100 Wörtern dasſelbe mit einfachem Zeichen, in ungefähr eben ſo viel mit ie ausgedrückt würde: eine Scheidung, die ſich nicht als praktiſch erweiſe.

Viel lebhafter iſt der Kampf gegen die dritte Dehnungsbezeichnung, gegen das eingeſchaltete h. Schon Friſch (1741) meinte, es wäre am beſten, das h ganz wegzulaſſen, „aber es würde von den Pedanten ein großes Geſchrei dagegen gemacht werden". O. Vilmar nennt h eine Schelle an der Hanswurſtjacke unſerer modernen Orthographie, die abgethan werden müſſe.

Doch ſind ja nicht alle h Dehnungszeichen: es gibt eine ziemliche Zahl Wörter mit organiſchem h.

1. Zunächſt ſind alle h organiſch, die im Anlaut der Wörter ſtehen, z. B. Haus, hier, halt. Dieſe hatten ſtets den bloßen Hauchlaut. Die organiſchen h im Innern und am Ende der Wörter hatten einen mehr oder minder aſpirirten Laut, der unſerm ch nahe kam. Wo dieſer Laut ſich erhielt, ſetzte man ſpäter ch dafür. Es geht auch der mit h bezeichnete Laut in abgeleiteten Formen gerne in den Kehllaut über, z. B. ſehen — Sicht, Geſicht; geſchehen — Geſchichte; ziehen — Zucht; fliehen — Flucht, flüchtig; ſchmähen — Schmach. In unſern dialektiſchen Formen hat ſich ch in den Wörtern mit organiſchem h meiſt erhalten; z. B. Bech (Vieh), ruch (rauh), Höchi (Höhe), Befelch (Befehl), Leche (Lehen), vermächeln und Gegemachel bei Tſchudi, Buchel (Bühel), Schuch, Schuck bei J. Grimm; loh in Ortsnamen: Schwaderloch; ſtächle (ſtählen); Rech (Reh) u. ſ. f. u. ſ. f.

Wenn man die abgeleiteten oder andere verwandte Formen und die dialektiſchen zu Hülfe nimmt, ſo kann man in der Regel leicht erkennen, ob h in einem Wort organiſch iſt oder nicht. Iſt es in irgend einer dieſer Formen zum Kehllaut verdichtet, ſo iſt es ein organiſcher Beſtandtheil und bleibt unbefehdet.

Die Wörter mit organiſchem h ſind folgende: Aehre (althd. **ahir**), allmählig (dial. alsgemach), Böhmen, Bühl (alth. **puhil**), Dohle (alth. **tâhala**), fahen (fähig), erwähnen (mittelh. **gewahen**; wähnen und Wahn haben nur Dehnungs-h), Fehde(mhd. **vêhen**); flehen, fliehen, Floh, Flühe, gedeihen (**dicht, gedlegen**), Gemahl, vermählen, Mahlſchatz, geſchehen, Häher, Höhe, jäh (gäch), Jähzorn, leihen, Lehn, belehnen, entlehnen, loh in Ortsnamen; Lohe = Feuer, lichterloh, Mohn (mittelh. **mâhe**), nahe (nach), Ohm — Oheim (alth. **ôheim**), Quehle (Zweheli), rauh (ruch), Reh (mittelh. **rêch**), Reihe, reihen (Reigen, Rige), Schlehe, ſchmähen, ſchmählich, Schuh, Schwähr, ſeihen (ſeicht), ſpähen, Stahl, Truhe, Vieh, Weih (Raubvogel), weihen, Weihnachten, wiehern, zähe, Zähre (alth. **zâhir**), Zehe, zehn, zeihen, verzeihen (verzichten, ziehen). Dazu gehören die Silben **heit**, her, hêr (in Walther, Günther) und helm in Wilhelm. Gleiche Berechtigung gebührt dem h, das aus einem frühern g ſich entwickelt hat; z. B. Brühl (alth. **brogil**), Lahn (**Logana**), Geweih (**gewige**).

Bei einigen Wörtern wurde das organiſche h aus einer für das Neuhochdeutſche unbequemen Stelle in eine andere verſetzt, ſo bei befehlen, empfehlen, Föhre, Mähre und Möhre. Die beiden erſten heißen im Mittelh. **bevelhen, enpfelhen**; Befelch kommt im Dialekt noch vor. Föhre (mittelh. **vorhe**) hat die dialektiſche Nebenform Forch. Mähre hieß mittelh. **march**, alth. **marah**; Möhre mittelh. **morhe**, alth. **moraha** (vergl. Morchel). Dieſe Verſetzung hat offenbar zu der Zeit ſtattgefunden, da man h nur als Dehnungszeichen anſah. *

2. In einer Anzahl von Wörtern findet ſich h, das einem ältern j und w entſpricht, z. B. mittelh. baejen, bähen, mittelh. Kuo, Pl. Kueje — Kuh, Kühe, strô, strôwes, Stroh, Strohes. Dieſem aus j und w hervorgegangenen h wird gleiche Bedeutung für die Orthographie zugeſtanden, wie dem eigentlich organiſchen.

Die Wörter, in welchen h aus j oder w ſich entwickelt hat, ſind: bähen (mhd. baejen), blähen (mhd. blaejen), blühen (mhd. blüejen), brühen (brüejen), drehen (mhd. draejen), drohen (mhd. dröuwen), Ehe (althd. êwa), froh (mit vrdouwen verwandt), früh (mhd. vrüeje), glühen (mhd. glüejen), krähen (kraejen), Krähe (kraeje), mähen (mhd. maejen), Mühe (mhd. müeje),

* Ruprecht hält die Annahme, daß h in dieſen Wörtern umgeſtellt ſei, für falſch. Wahrſcheinlicher ſei, meint er, daß das organiſche h einfach ausgefallen, nachdem es in der Ausſprache untergegangen, und ohne Rückſicht hierauf an einer andern Stelle als Dehnungszeichen neu eingeſchoben worden ſei.

nähen (mhd. näejen), ruhen (mhd. ruowen), ſprühen, Stroh, Weh (mhd. wê, Gen. wêwes), wehen (mhd. waejen), Weiher (Fremdwort von vivarium, althd. wîwâri), Uhu (mhd. hûwe).

Anm. In manchen Wörtern ſind mhd. j und w ausgefallen, ohne daß nhd. ein h dafür geſetzt worden wäre, z. B. ſäen (mhd. sæjen), bauen (mhd. bûwen und bouwen), Frauen mhd. vrouwe), reuen u. ſ. f. u. ſ. f.

3. Zur bloßen Silbentrennung dient h in folgenden zweiſilbigen Wörtern, die im Mittelh. einſilbig waren, weder h, noch w, noch j hatten: ehe (mhd. ê), gehen (mhd. gên, gân), bejahen (bejazen), ſtehen (mhd. stên, stân), Lohe, Gerberlohe mhd. lô).

Anm. Ausfall des organiſchen h zeigen: ſcheuen (mhd. schiuhen), dialekt. ſchüchen, ſchüch (ſchüchtern), ſchieleln, ſcheel (mhd. schilchen, schelch).

Geruhen = beſorgen, berückſichtigen — kommt nicht von ruhen; es heißt mhd. geruochen (abgeleitet von althd. ruocha = Sorge); es hätte ch behalten ſollen, wie die verwandten Adjektive ruchlos (alth. ruachalôs = ſorglos), verruchт (mhd. verruochet = rückſichtslos gegen Gott und Menſchen).

4. In allen übrigen neuhchd. Wörtern iſt h, wo es vorkommt, Dehnungszeichen. Welche Willkür in der Stellung des h zur Zeit, als der Gebrauch desſelben um ſich griff, herrſchte, haben wir oben S. 21 geſehen. — Die Grammatiker verwarfen dann die Schreibung des h vor dem Vokal und wieſen ihm die Stelle nach demſelben an. Eine Ausnahme machen die Silben, in denen ein t vorkommt*; in dieſen ſtellt ſich h hinter t. Die Feſtigkeit in dieſer Schreibweiſe haben wir erſt dem vorigen Jahrhundert zu verdanken.

---

* Rh kommt in hochd. Wörtern nicht mehr vor; das niederd. Rhede bietet es. Rhein, mhd. rin, ſchreibt Möller Rein. Sein „Rone" ſtatt Rhone (Rhodanus, nach einer Kolonie der Rhodier) nennt Andreſen eine „unbeſonnene" Schreibung.

th wurde alsdann wie ein zusammengesetztes Zeichen für einen eigenthümlichen Laut angesehen und behandelt. Heyse meint, es sei nur noch ein Zeichen für den (im Englischen noch erhaltenen) Zungenhauchlaut, der im Hochd. nicht mehr von dem harten Zungenlaut unterschieden werde. Becker drückt sich also aus: „Die Schriftsprache hat für den aspirierten Zungenlaut (th) keinen einfachen Buchstaben. Auch unterscheidet die Aussprache jetzt kaum mehr ein aspiriertes th von dem harten t."

Die historische Sprachforschung wies diese Ansicht, nach welcher th organisch wäre, als eine irrige nach. — In der frühesten Stufe unserer Sprache, im Gothischen, gab es ein th; dasselbe verwandelte sich aber nach dem Gesetze der Lautverschiebung in d, so daß damit th aus der deutschen Sprache vollständig verschwunden ist. Im Mittelhochd. kommt kein solches vor. Das th im Neuchhochd. ist, wie schon gesagt, dadurch entstanden, daß man das dehnende h, das sonst dem Vokal nachzusetzen war, dem t anfügte (wenn die Silbe ein solches zeigte), anstatt es an der minder schuldigen Stelle zu belassen, „in argem Mißverstand, um ein andern Sprachen (der gothischen, griechischen, englischen ꝛc.) analoges Zeichen zu gewinnen" (Andersen). So wurde dann dem th auch ein eigenthümlicher Laut zugeschrieben. Dieser Irrthum ist nun beseitigt, und das dem t angefügte h ist eben so gut als Dehnungszeichen erkannt, wie das hinter den Vokal gesetzte unorganische h *. Als Ausnahme sind zu betrachten: Thon und Thräne. Das organische h ist aus Vorliebe für das Zeichen th aus seiner richtigen Stelle versetzt worden. Thon (mittelhd. tâhe) und Thräne (mhd. Pl. trehene, von trahen, tropfen) müßten der geschichtlichen Entwicklung gemäß Tohn und Trähne geschrieben werden. Das h in Drath,

* In Lothar, Walther (Walter ist Entstellung), Günther ist h organisch (th ist hier nur scheinbar ein Laut; es ist t und h). S. S. 30. Organisch ist h in Kärnthen, Thüringen ꝛc. Ebenso unverletzlich ist th in Fremdwörtern, z. B. Theater, Apotheke, Thesen u. s. f.

Rath, Gluth, Blüthe erklärt Heyſe für organiſch, da dieſe Wörter aus drehen draejen, nähen naejen, glühen glüejen, blühen blüejen entſtanden ſeien und das h ſeine Stelle hinter t ſtatt vor demſelben erhalten habe. Die Richtigkeit dieſer Anſicht wird jedoch mit der Hinweiſung beſtritten, daß von dem j der mittelhd. Verben draejen, naejen, glüejen, blüejen die Subſtantiven drât, nât, gluot, blüete (Plural von bluot, dialekt. Bluoſt) auch nicht berührt worden ſeien, mithin das h der nhd. Verben eben ſo wenig in die Subſtantiven Drat, Nat, Glut, Blut übergehen könne, alſo in denſelben unorganiſch ſei.

Wir wollen nun die verſchiedenen Vorſchläge für Beſeitigung oder Beſchränkung des Dehnungs-h nach einem Vokal kurz anführen.

Daß J. Grimm für gänzliche Entfernung derſelben iſt, aber aus Rückſichten das, was er für das Richtige hält, nicht zu thun wagt, wiſſen wir bereits.

Möller hat nicht nur das h der Dehnung, ſondern auch das — grammatiſch ſonſt nicht angefochtene — h der Silbentrennung (S. 31, Nr. 3) entfernt. Er ſchreibt: du geſt, er get, wir gen; das Beſten (Beſtehn); er bejat. Dagegen hat er das ausgefallene organiſche h in ſcheuen, ſcheel (S. 31) wieder aufgenommen und ſchreibt: Wir ſcheuhen uns, zu gen; er ſiht ſchelh.

Weinhold macht den Leſebüchern für die niederen und höheren Schulen Oeſterreichs den Vorwurf, ſie hätten dem Streben, dieſes Dehnzeichen aufzuheben, nicht genug Rechnung getragen. Sein Vorſchlag lautet: „Das Dehnungs-h wird beſeitigt, höchſtens bei den Pronomen ihm, ihn, ihr werde ihm noch eine Friſt gegeben.“ Er ſchreibt alſo: Denung, ſer, mer, der Wan, Son, Hon, Merzal, one u. ſ. f.

Froh und früh ſollen nach ihm mit h, „frölich und Früling“ ohne dasſelbe geſchrieben werden. In froh (mhd. vrô, Gen. vrowes) habe es ſich aus w, in früh (mhd. vrüeje) aus j ent-

wickelt; „frölich“ (mhd. vroelich, vrölich) und „Früling“ (erst im 15. Jahrhundert aufgekommen) zeigten kein solches *.

O. Vilmars Schreibregel heißt: „In den einsilbigen und nicht zusammengesetzten Worten behalte man das h einstweilen noch bei, in den Zusammensetzungen aber, namentlich wenn das betreffende Wort nicht betont ist, lasse man das h weg.“ Also: Fahrt, aber Durchfart; Jahr — Jarhundert; Zahl — Erzälung; Lohn — Lonsucht; lahm — Lamheit.

Andresen sagt: Wichtig und erfreulich ist es, wahrzunehmen, daß Unterricht und Beispiel dieses h allmälig der Vernichtung entgegenzuführen bemüht sind. Er macht aber keine besondern Vorschläge, meint, man müsse den in dieser Hinsicht einflußreichen und stimmfähigen Schriftstellern folgen.

Die Hannover'sche Konferenz will es zunächst in den Wörtern weglassen, wo die Schreibung schwankt. Als solche bezeichnet sie: anberamen; Feme, Femgericht, verfemen; gären; gebären; sich gebaren, die Gebärde; malen (pingere)** und Maler; Mal (Warzeichen), Denkmal; Mal, einmal u. s. f.; Märe, Märchen; Willkür; Hoheit, Rauheit, Roheit.

Ueberdieß soll es noch in folgenden Wörtern weggelassen werden, um unrichtiger Auffassung und Ableitung vorzubeugen: gewar, gewaren, Gewarsam, warnemen, Warzeichen, waren, bewaren, die Bewarung verwaren, verwarlosen (dagegen wahr, Wahrheit); Kran, Leikauf; Melthau; Walplatz, Walstatt; Wergeld, Werwolf.

Sohle und Sole werden unterschieden; ein Unterschied zwischen wohl und wol ist nicht begründet.

---

* „Das Verlangen Weinholds, zwar froh, früh, aber frölich, Früling zu schreiben, erscheint, mag auch ein wissenschaftlicher Grund dafür vorhanden sein, mindestens unbequem.“ Andresen.

** Hingegen mahlen (molere). Mit Recht wird bemerkt, daß es eher umgekehrt sein sollte; da malen (pingere), dialekt. möle, organische Länge, mahlen (molere), dialekt. malle, organische Kürze hat. h ist in keinem dieser beiden Wörter geschichtlich begründet, sollte als Dehnungszeichen eher bei dem langen, als bei dem bloß gedehnten Laut stehen.

Die Leipziger Vorschläge gehen nicht ganz so weit. Sie wollen h nur aus den Wörtern mit schwankender Schreibung entfernen und verzeichnen als dahin gehörend die gleichen Wörter, wie die Hannover'sche Schrift (Feme — Roheit).

Die folgende Reihe: „gewar — Werwolf", enthalten sie nicht, wollen also hier das h stehen lassen. — Sie folgten darin Rud. v. Raumer, der sonst ziemlich mit Hannover übereinstimmt. Er macht folgende Bemerkung: „Der dort (in der Hannover'schen Schrift) vorgeschlagenen Schreibung beizutreten, trage ich nur deßhalb Bedenken, weil dadurch ein phonetisch völlig unbegründeter Abstand von wahr und gewahr, bewahren u. s. f. erst eingeführt wird. In der Erwartung, daß mit der Zeit wahr (verus) sein h gleichfalls auswerfen wird, könnte man immerhin die Schreibung gewar und bewaren u. s. f. gelten lassen. Aber solche Unterscheidungen sind großentheils nur eine unnütze Last, wo sie die hergebrachte Schreibweise uns aufnöthigt; neue einzuführen, scheint mir gar nicht gerathen. Man sollte vielmehr die Quälerei auf einen möglichst engen Raum einzuschränken suchen. Im Grunde ärgert sich Jeder, der nicht gerade Profession von diesen Dingen macht, wenn er sich jedesmal erst besinnen soll, ob und wie er mahlen (molere) anders schreiben soll als malen (pingere), Sohle (Schuhsohle) anders als Sole (Salzsole u. s. f."

Vernaleken geht mit den Vorschlägen von Hannover einig.

Bezüglich th sagt J. Grimm: „th hängt uns bis auf heute noch an: es ist überall falsch in hochdeutschen Wörtern, und das niederdeutsche, englische hat ganz andern Grund. Man muß also Tal, Teil, Tor, Tat schreiben so gut wie Tag, Teig, toll, taugt, Tugend, und nicht anders in- und auslautend Mut, Rat, Wut, gerade wie Gebet, Blut. Die Schreibungen That, Theil, Thor, That, Muth, Rath, Wuth werfen unsere Mundart aus ihrem Angel und verwirren sie gegenüber allen Geschwistersprachen." Er schreibt jedoch Theil, That ꝛc.

Möller hat es ganz beseitigt. — Weinhold spricht sich also aus: „Das einzig Vernünftige wäre, es ganz zu tilgen;

um den Uebergang aber zu vermitteln, ſchlage ich vor, th aus In- und Auslaut ganz zu verbannen, es im Anlaut noch vorläufig zu dulden." Alſo: geraten, Not, Mut, verteidigen. Statt Thräne verlangt er Trähne. (S. oben S. 33.)

Andreſen billigt die Vorſchläge Weinholds.

Die Hannover'ſche Konferenz will es bei ſchwankender Schreibweiſe weglaſſen, nämlich in: Maut, Miete, vermieten, Glut, Blüte, in den Ableitungsſilben at und ut (Monat, Heimat, Zierat; Armut, Wermut, Wismut). Hingegen Demuth und Heirath, als Zuſammenſetzungen mit Muth und Rath. — Statt Drath, Nath ſchlägt ſie vor Draht, Naht. In Wirth und Thurm ſoll h fort, weil hier keine Dehnung iſt; alſo Turm, Wirt, bewirten, Wirtshaus. Thon und Ton, Thau und Tau ſind durch Schreibung zu unterſcheiden.

Die Leipziger Schrift berührt die Ableitungen auf at und ut nicht; eben ſo wenig Thurm und Wirth. Obgleich ſie die Anſicht ausſpricht, daß die völlige Tilgung von th die beſte Orthographie wäre, beſchränkt ſie ihre Vorſchläge für deſſen Entfernung dennoch auf die Wörter Blüte, Flut, Furt, Glut, Heimat, Heirat, Maut, Monat.

R. v. Raumer will das auslautende th noch mehr beſchränken. Er empfiehlt: Mut, Not, Wut, rot, und beruft ſich dabei auf Platen. „Ob auch Rat, Drat, Nat, Wert hinzugefügt werden ſollen, laſſe ich dahin geſtellt."

Ruprecht ſieht die radikale Tilgung des Dehnungs-h als das Wünſchenswertheſte an, aber ſie könne und dürfe nicht durchgeführt werden, weil die Verwirrung, die dadurch in der Schule und im Gericht, im Handel und Wandel, in Schrift und Druck hervorgerufen würde, viel ſtörender und unerträglicher wäre, als der abzuſtellende Fehler; man habe ſich mit der Verbeſſerung auf die Wörter zu beſchränken, in denen der Uſus ſchon ein Schwanken habe aufkommen laſſen. Das anlautende th werde wohl als eine Anomalie in der Sprache bleiben müſſen, wenn auch nur durch den Uſus geſchützt, bis vielleicht auch dieſer es zulaſſe, daß die Reihe ſolcher Wörter immer

mehr gelichtet werde. Sogar Weinhold habe nicht gewagt, ſie anzutaſten.

2. Fehler, die einzelne Vokale betreffen.

Der Vokal e iſt kein urſprünglicher, ſondern ein aus andern Vokalen entſtandener Laut. — Wir unterſcheiden zunächſt ein unbetontes und ein betontes e. Dem unbetonten liegen alle möglichen Vokale zu Grunde, lange wie kurze. Das betonte, mit dem wir es hier zu thun haben, iſt weſentlich zwei alten Lauten, dem a oder i entſprungen. Im erſtern Fall iſt es Umlaut von a, im letztern Brechung von i. Dieſe beiden e werden zum Theil noch durch die Ausſprache unterſchieden, vergl. beſſer, Vetter — und: geben, leſen.

Von e als Umlaut des kurzen a. — Die gothiſche Sprache zeigt noch keinen Umlaut Die althochdeutſche nur einen, nämlich den des kurzen a. Es ſcheint begreiflich, daß der Umlaut gerade bei dem a, dem edelſten und verletzbarſten aller Laute, beginnt (J. Grimm, Gr. I³. 75). Im Mittelhd. ergreift er a, o, u und ihre Diphthongen.

Der Umlaut des althd. kurzen a iſt e. Er wird erzeugt durch ein (in der Ableitung oder Flexion) folgendes i, das im Mhd. mit wenig Ausnahmen zu e verdünnt iſt. Dieſes e als Umlaut von a tritt im 6. und 7. Jahrh. auf. Z. B. palc, Pl. pelgi (ohne Umlaut palgâ); plat, Pl. pletir; want, Pl. wenti.

Der Umlaut des kurzen a iſt auch im Mhd. e. Z. B. gast, geste; blat, bleter; kraft, krefte; hand, hende; vallen, vellen; warm, werme; gehemmert, hemmerte, hete. Nur ſelten trifft man ä ſtatt e.

Der Umlaut des langen a iſt ae. Z. B. genâde, genaedec; drât, draete; grât, graete; gebaerde; wildbraete u. ſ. f.

Im Nhd. iſt e als (urſprünglicher) Umlaut des organiſch kurzen a noch in vielen Wörtern vorhanden; z. B. behende (Hand), Vetter (Vater) u. ſ. f. Doch gilt daneben ä als der eigentliche Umlaut desſelben; z. B. zahlen — zählen; Stall,

Ställe. Da organiſch langes a im Nhd. weder in der Ausſprache noch in der Schreibung unterſchieden wird, ſo iſt auch ae als der Umlaut desſelben nicht mehr vorhanden. ä iſt mithin ebenfalls Umlaut des langen a; z. B. ſprach, ſpräche, Schaf, Schäfchen.

e als Umlaut des kurzen a iſt alſo älter, urſprünglicher und inſofern geſchichtlich berechtigter als ä. Luther ſetzt meiſt noch e; z. B. thetig, Stende, meßig, verſtendig, Sterke, erger, Bepſte u. ſ. f. In einer beträchtlichen Zahl von Wörtern gilt dieſes e noch unbeſtritten; z. B. Schelle (Schall), Ermel (Arm), Eltern (alt), edel (Adel), behend (Hand), Stengel (Stange), Bendel (Band), merken (Marke), ausmergeln (Mark), Enge (anki), Ende (goth. andeis), Engel (angil). Menge (manaki), Menſch (mannisco), feſt (fasti), beſſer (bas), Elle, Schnecke, Vetter, welſch (walah), Hemde (goth. hamathi), Lenz (langez, lenzo), Neſtel (nastila, nestila), Henne (Hahn), gerben (gar) u. ſ. f. u. ſ. f.

Welchem gebührt nun der Vorzug, dem ältern, hiſtoriſch berechtigteren e, oder dem ä, dem im Nhd. allgemein geltenden Umlaut des kurzen a?

J. Grimm ſtellt (in Uebereinſtimmung mit Heyſe I, 223) folgende Regel auf: ä bezeichnet den fühlbaren Umlaut des kurzen a; wird alſo in den Fällen gebraucht, wo die Abſtammung ganz bekannt oder gleich erkennbar iſt; e bezeichnet den ältern, nicht mehr fühlbaren Umlaut, wo die Abſtammung verdunkelt iſt.

Andreſen bemerkt dazu: „Dieſer Grundſatz enthält in ſich die allergrößte Unſicherheit, weil Kundigen auch der entferntere Urſprung bekannt iſt, Unkundigen der nächſte fremd und unkenntlich ſein kann."

J. Grimm fügt weiter hinzu, ä ſei im Urſprung entbehrlich, und ſcheine es jetzt noch; doch bei dem Uebermaß von e thue es wenigſtens geſchrieben keine üble Wirkung. Doch ſcheint er eher Beſchränkung von deſſen Gebrauch anzuſtreben; er ſchreibt: Lerm, Schedel, Merz ꝛc.

Andreſen will, da ä nur das auf lange Gewohnheit ſich ſtützende Recht der Duldung in Anſpruch nehmen dürfe,

in allen Wörtern ſchwankender Schreibung e feſthalten. Alſo: Becker, Grenze, nemlich, ansmerzen, Eltern, Ermel. Er meint, wer von Aeltern, Aermel (wie z. B. Heyſe) nicht laſſen wolle, müſſe auch bäſſer, Bätter, Kärl, Mänſch, Nälke ꝛc. ſchreiben. *

Weinhold will beide (ä und e) neben einander dulden, da die Lautbezeichnung nicht falſch ſei.

A. Vilmar (deutſche Grammatik, S. 27) ſagt: „Den Umlaut von a bezeichnet das Nhd. bald durch e, bald durch ä, wunderlich genug, je nachdem die Ableitung mehr oder weniger erſichtlich iſt; in Erbe, Elle, ſtellen, wenden, Henne, legen, ſetzen iſt die wenn ſchon meiſt ganz nahe liegende Erinnerung an das urſprüngliche a erloſchen, und daher das richtige e beibehalten worden; in wählen, zählen, zähmen, Glätte und Härte, und in den umlautenden Pluralen Hände, Wände, Schläge u. ſ. w., ſo wie in den Komparativen kälter, ärmer u. dgl. band man ſich pedantiſch an das noch deutlich vor Augen liegende a."

Mit Andreſen ſtimmt Ruprecht. — Die Vorſchläge von Hannover zählen als ſchwankende Wörter Aermel, krämpeln, nämlich auf. Die Schreibung von ä ſtellen ſie voran, doch finden ſie auch Ermel, krempeln, Krempe, nemlich unverwerflich. In den Vorſchlägen von Leipzig gilt Ermel als nicht ſchwankend; dieſe verlangen Geberde, jene Gebärde (mhd. gebaerde). Die letztere Schreibung iſt begründeter; Geberde iſt ihm nicht ebenbürtig. **

---

* Die Schreibung ächt ſtatt echt (mhd. ehaft, d. h. geſetzmäßig) iſt unberechtigt.

**) ä (mhd. ae) als Umlaut des langen a hat allgemeine Geltung. Doch iſt die Thatſache auffallend, daß während ä das e als Umlaut des kurzen a größtentheils verdrängt hat, umgekehrt in einigen Wörtern e an die Stelle von ä, Umlaut des langen a (mhd. ae) getreten iſt, z. B. leer, ſchwer, ſelig, genehm, Hehl, drehen, fehlen, Wildbret, Truchſeß (mhd. laere, swaere, saelic, genaeme, haele, draejen, vaelen, wiltbraete). Geſchichtlicher Entwicklung gemäß ſchriebe man: lär, ſchwär, ſälig ꝛc. Seb. Brantt Fiſchart. Spener, Schottel haben noch ä. Im Nhd. hat ſich die mhd. Perſonalendung

In „wichſen" (Wachs) ſteht i ſtatt e (als Umlaut von a) oder ä: wechſen, wächſen.

In einer Anzahl von Wörtern hat ſich nun, offenbar unter dem Einfluß landſchaftlicher Ausſprache, ſtatt e (Umlaut des kurzen a) ö eingedrängt (J. Grimm, Gr. I. 220) in folgenden Wörtern: ſchwören, zwölf, dörren, Löffel, Hölle, Schöpfer (Geſchöpf, ſchöpfen, Schöffe), ergötzen, Löwe u. ſ. f. u. ſ. f.

Die geſchichtliche Entwicklung dieſer Wörter zeigt folgende Ueberſicht:

goth.	althd.	mittelhd.	neuhd.
svaran	suerjan, sueran	swern	ſchwören
tvalif	zuelif	zwelf	zwölf.
thairsan	darr-j-an, derran	derren	dörren.
	lefil, von lafan = lecken	leffel	Löffel.
	irgezan = irgaz-j-an (D. i. eines Dinges vergeſſen machen.)	ergetzen	ergötzen.
halja	hellia, hella	helle	Hölle.
	scaffan — scephan	schephen	ſchöpfen ꝛc.

Luther ſchreibt noch Helle, Leffel, zwelf, Lewe, derren u. ſ. f. *

Ob nun dieſe Wörter mit ö oder e zu ſchreiben ſeien, darüber ſind die Anſichten in der geſchichtlichen Schule getheilt. J. Grimm drückt ſich alſo aus: „Jedem Sprachkenner leuchtet ein, daß dieſe Schreibung (mit ö ſtatt e) ein Fehler war und wo möglich zu verwerfen iſt, woraus wieder Einſtimmung mit dem mhd. und urſprünglichen Lautverhalt entſpringen würde. So widrig die ſchwankende unſichere Schreibung ſelbſt iſt, verwöhnt ſie auch das Auge und wirkt ſchädlich auf die Ausſprache.

---

aere in er gekürzt, z. B. videlaere, vogelaere, mordaere, vischaere. Fidler, Vogler, Mörder, Fiſcher ꝛc.

* In einigen Gegenden der Schweiz, z. B. in Oberhasli, ſpricht man Leffel, Helle ꝛc.; auch in der Oſtſchweiz hat ſich in dörren, ſchwören und ergötzen e erhalten (z. B. tëren, 's Leid ergetzen u. ſ. f.). Dagegen hat der alemanniſche Dialekt in einigen Wörtern ö, in denen die Schriftſprache e bewahrt hat, z. B. frönd (fremd), dröſchen, Mönſch, Chötti u. ſ. f.

Vom ö in Hölle werden glaubenseifrige Theologen nimmer laſſen wollen, und doch ſchreibt Luther durchgehends Helle."

Weinhold (der Diktator für die Orthographie des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates oder ſeiner Schulen, wie ihn Feldbauſch nennt) meint, die Herſtellung des richtigen e in dieſen Wörtern ſei nicht ſchwer, und verlangt demgemäß: Leffel, ſchweren, zwelf ꝛc. Möller deßgleichen. Andreſen iſt der Anſicht, unter dieſen Wörtern mit unorganiſchem ö dürfe wohl nur dem einzigen „ergötzen" der Rang durch die Form mit e ſtreitig gemacht werden; die Herſtellung des echten e würde unſtreitig mit größern Schwierigkeiten verbunden ſein, als Weinhold vermuthe.

R. v. Raumer macht auf die weitern Folgen der von Weinhold ꝛc. hier und in andern Fällen empfohlenen Schreibung aufmerkſam: „Wir ſchreiben jetzt ſeit mehr als hundert Jahren die Hölle, und wer ſich überhaupt einer reinen Ausſprache befleißigt, der ſpricht das Wort auch ſo aus, wie es geſchrieben wird, nämlich mit dem Umlaut des kurzen o. Herr Weinhold ſchreibt dieß Wort: Helle. Es fragt ſich nun: Soll dieß nur die Schreibung betreffen und ſollen wir nichtsdeſtoweniger fortfahren Hölle auszuſprechen, oder ſollen wir der Schreibung Helle gemäß in Zukunft das Wort auch mit dem Laut des e ſprechen? Ein Dichter, der auf Reinheit des Reimes hält, würde bisher auf Hölle gereimt haben Gerölle; die Reime Hölle, Geſelle würde er als unreine verworfen haben. Soll dieß nun ſo bleiben, trotzdem daß wir Helle ſchreiben? Oder ſoll von jetzt an der Reim Helle, Gerölle ein unreiner, dagegen der Reim Helle, Geſelle ein reiner ſein? Man wird geneigt ſein, das Zweite für die eigentliche Meinung Herrn Weinholds zu halten. Dann aber handelt ſich's hier auch um ganz etwas Anderes als um eine Verbeſſerung unſerer Rechtſchreibung. Sind wir in ſolchen Fällen zu der Annahme gezwungen, daß die Ausſprache dieſer Wörter ſammt ihrer Schreibung in der angegebenen Weiſe verändert werden ſoll, ſo handelt ſich's um eine fundamentale Umgeſtaltung unſerer ſeit mehr als hundert Jahren gültigen Schriftſprache."

Die Schriften van Hannover und Leipzig halten an der üblichen Schreibweiſe feſt.

Von e als Brechung des i. Schon im Gothiſchen verliert der Wurzelvokal i vor r und h ſeine Reinheit und tritt in einen gemiſchten Laut über, der durch ein vorgeſetztes a bezeichnet wird. Dieſer Uebergang des i in ai heißt Brechung. Z. B. hairto (Herz), taihun (zehn). Im Althochd. findet ſie vor jedem Konſonanten unter dem Einfluß eines nachfolgenden a ſtatt. Sie wird nunmehr durch e (dieſes e ſchreibt Grimm ë) bezeichnet. Z. B.

goth.	althd.	mittelhd.	neuhd.
brikan	prëhhan	brëchen	brechen.
giban	këpan	gëben	geben u. ſ. f. *

Im Mittelhd. iſt ë noch ſtreng von e (dem Umlaut) geſchieden. Im Neuhd. iſt der Unterſchied bei vielen Wörtern noch vorhanden (vergl. regen und Regen), wird jedoch immer mehr verwiſcht. Folge und weitere Urſache zugleich von dieſer Verwiſchung iſt der Umſtand, daß ſich in einer ziemlichen Anzahl von Wörtern ä an die Stelle von e (ë) eingedrängt hat. Die Wörter mit dieſem unorganiſchen ä ſind: Bär, gebähren, Dämmerung, dämmern, gähnen, gähren, Häher, jäten (gäten), Käfer, Schwäher, ſchwären, ſpähen, wägen, erwägen, währen, gewähren, verſchämt ꝛc. Z. B.

goth.	althd.	mittelhd.	neuhd.
baira	përo	bër	Bär.
gabairan	kapëran	gebërn	gebähren.
	dëmar	dëmere	Dämmerung. *

---

* Durch Einfluß eines nachfolgenden i oder u kehrt i in Ableitungsformen oft wieder zurück, z. B. ërda, irdisk, bërg, gibirgi, fëld, gifildi, wërfan, wirfu etc Vor doppeltem m und n, oder wenn dieſen Liquidenk, d, ſ ꝛc. folgt, bleibt i bewahrt; z. B. glimmen, ſpinnen, finden, finken ꝛc.

* Verwandt iſt unſer dial. timber (althd. timbar, mhd. timber, timmer), trübe, dunkel.

goth.	althd.	mittelhd.	neuhd.
	kinên, ginôn	gënen (ginen)	gähnen. *
	gësan, jësan	gërn, jërn	gähren. **
	hëhera	hëher	Häher.
	(angelſ. higere)		
	jëtan, gëtan	jëten, gëten	jäten (gäten)
	chëvar	këfer	Käfer.
vairan	kiwërên	wërn, gewërn	währen, gewähren

u. ſ. f u. ſ. f.

Weder in der Grammatik I[3]. noch im Wörterbuch empfiehlt Grimm eine Aenderung in der Schreibung dieſer Wörter; hingegen in Gramm. I[2]. 522 (1822) ſagt er: „Bär, gewähren ꝛc. ſollten den Laut e ſtatt ihres ä haben."

Weinhold (natürlich auch Möller) verlangt Rückkehr zu e; alſo: Ber, demmern, gebehren, Heher, jeten ꝛc. Andreſen hingegen findet, keines dieſer Wörter mit falſchem ä vertrage mehr das richtige e. Die obige Bemerkung Raumers (S. 41) bezieht ſich auch auf dieſe Reihe Wörter. Luther ſchreibt noch Ber (Beer), Kefer ꝛc.

Unter dem Einfluß der Mundarten iſt in einigen Wörtern der Diphthong ie (Abſchwächung des iu, io, ia) verloren gegangen; er iſt theils in i gekürzt, theils in ü verwandelt worden.

i für ie ſteht in den Wörtern Licht, Dirne, Ziche. (Schwenk deutet auf die Möglichkeit der Ableitung des Wortes „Ziche" von ziehen hin, Weinhold ſetzt die Ableitung voraus.)

goth.	althd.	mittelhd.	neuhd.
liuhad	lioht	lieht	Licht.
thivarnô (?)	diornâ	dierne	Dirne.
(tiuhan)	(ziohan)	ziehen	Ziche. ***
	ziecha	zieche	

* In vielen Gegenden der Schweiz iſt das mhd. ginen noch erhalten.

** Unſer Dialekt hat jeſen.

*** Auch in immer, nimmer, irgend, nirgend ſteht i ſtatt des organiſchen Diphthongs ie: iemer, niemer, iergend, niergend. In den Wörtern je, jetzt, jeder, jemand ſteht j ſtatt i; ſie hatten alſo den Diphthong ie, den wir im Dialekt noch ſprechen: ietz, en iedere, niene ꝛc. Möller verlangt und befolgt daher die Schreibung ietzt ꝛc.

Der alemanniſche Dialekt hat in Licht und Zicke den Diphthong erhalten; in Dirne nicht, das übrigens auch im Mittelhd. etwa ſchon dirne geſchrieben wird. Luther ſchrieb noch Liecht, Grimm ſchreibt Dirne, Licht ꝛc. Doch findet ſich Gramm. I³. 564 in der Anm. 2 liechterlohe.

ü ſteht ſtatt des diphthongiſchen ie: lügen, betrügen, verdrüßlich, ſchlüßlich, Hüfthorn ꝛc.

goth.	althd.	mittelhd.	neuhd.
liugan	liokan	liegen	lügen.
(driugan)	pitriokan	betriegen	betrügen.

Luther ſchrieb liegen, betriegen; auch Lavater faſt regelmäßig liegen. „An Rückkehr zu liegen iſt jetzt nicht zu denken. Wenn liegen (jacere) hergeſtellt ſein wird, dann ſteht für liegen (mentiri) der Eingang offen.“ (Andreſen.) Auch Weinhold duldet lügen. Grimm ſchreibt betriegen. Lügner iſt organiſch (mhd. lügenaere); Betrüger kaum; Betrieger iſt daher vorzuziehen. Verdrüßlich, ſchlüßlich ſind unſtatthaft. Die Grundform iſt der Infinitiv. Hüfthorn iſt aus Hiefhorn (hiufan = trauern, klagen, heulen) entſtellt. „Obwohl Hiefhorn die rechtmäßige Form iſt und als ſolche gehegt wird, mag ſich die gewöhnliche Rede der andern doch nicht entäußern.“ (Andreſen.)*

In Folge mundartlicher, beſonders auch niederdeutſcher Einflüſſe ſteht in manchen Worten ü ſtatt des richtigen i. So in: Hülfe, gültig, Würde, würdig. Luther ſchrieb organiſcher Lautgeſtaltung gemäß Wirde, wirdig. Weinhold verlangt Rückkehr zu i; alſo: Hilfe, giltig, Wirde ꝛc. Andreſen hält Wirde und wirdig für ſchwer herſtellbar. J. Grimm ſagt: „Man entſcheidet ſich leicht für Hilfe; giltig würde ich auch vorziehen.“

Ein häufiger Wechſel findet zwiſchen äu und eu ſtatt. äu

---

* Als Beiſpiele, wo ie für ü ſteht, führt Weinhold liederlich und Mieder an, und verlangt lüderlich und Müder. Bezüglich des erſtern iſt aber die Ableitung von Luder (luoder) ſehr zweifelhaft. (S. Weigand, Wörterb. II. 49.) Ueberdieß wird dasſelbe ſchon bei ſeinem erſten Auftauchen mit ie geſchrieben, Niet (mhd. nuot) gehört wohl auch hieher.

iſt zu ſchreiben, wo der Umlaut aus au deutlich und handgreiflich wahrnehmbar iſt, eu wo derſelbe nicht mehr gefühlt wird; ſo lautet die Schreibregel. eu hat eigentlich die organiſchen Laute iu und öu zu vertreten. Es wird alſo eine Beſchränkung von äu angeſtrebt; J. Grimms Vorgang iſt auch hier von Einfluß. So ſchreibt er: bleuen, teuſchen ꝛc.

Das Wort ereignen ſoll nach Weinhold eräugnen, richtiger eräugen geſchrieben werden.

goth.	althd.	mittelhd.	neuhd.
augjan = vor das Auge bringen, ſehen laſſen.	oukan arougan	öugen erougen	ereignen.

Grimm ſchreibt im Wörterbuch Sp. 698 III u. 699 eräugen, ſich eräugnen, Eräugniß, Eräugnung. Neben Eräugniß ſchreibt er erläuternd: „glückliche, traurige Ereigniſſe. Neuere ſchwimmen mit der richtigen Schreibung Eräugniß gegen den Strom.“ Bei Leſſing: eräugnen, Eräugung. Bei Göthe: eräugnen, ereignen. Bei Opitz, S. Dach, P. Gerhard findet man noch eräugen und ereugen.

IV.

Die Konſonanten.

1. Die Verdoppelung der Konſonanten.

Nach der Stärke und Schwäche der Betonung unterſcheidet man die Silben in hochtonige, tieftonige und tonloſe. In dem Worte maßgebend iſt maß hochtonig, ge tieftonig, bend tonlos. In gebet iſt ge hochtonig, bet tonlos. In Gebet iſt Ge tonlos, bet hochtonig.

Tonlos ſind alle Biegungsſilben der Deklination, Konjugation und Comparation: e, em, en, end, ens, er, ent, ver, zer, emp ꝛc.; die Nachſilben chen, de, el, tel, ſel, ig, zig, ßig ꝛc. Die Vokale aller dieſer tonloſen Silben ſind kurz. Dieſe Kürze wird aber durch die Schrift nicht ausgedrückt; es findet

also in diesen Silben, wenn sie konsonantisch auslauten, keine Konsonanzverdoppelung statt.

Die betonten Silben (hochtonige wie tieftonige) werden nun entweder gedehnt oder geschärft gesprochen, d. h. sie haben entweder einen langen oder einen kurzen Vokal. Die bisher gewöhnlichen Regeln über die Anwendung der Konsonantenverdoppelung zur Bezeichnung des kurzen Vokals lauten also:

Nach einem kurzen Vokal wird der unmittelbar darauf stehende Konsonant, wenn nur ein konsonantischer Laut folgt, verdoppelt; z. B. Schiff, Griff, matt, hoffen, messen, essen, retten, tritt.

Eine Ausnahme machen folgende Formwörter: an, man, mit, in, bin, hin, von, um, bis, weg. *

Anm. Die Zeichen ch, sch, werden aus graphischen Rücksichten nicht verdoppelt; man schreibt nicht lachchen, naschschen, Hexxe u. s. f.

Diese Konsonantenverdoppelung findet nicht statt, wenn auf den kurzen Vokal zwei oder mehrere verschiedene Konsonanten folgen; z. B. Kraft, Sand, hart, dort, Hirt, Schrift.

Eine Ausnahme machen Zusammenziehungen, z. B. Sammt (Sammet), nackt (nacket); insbesondere auch Biegungsformen, bei denen das e der Biegungsendung ausgefallen ist, z. B. schafft, harrt, statt schaffet, harret. Man will die Form des Stammes bewahren. Auch wird diese Verdoppelung darum für nöthig erachtet, weil der Konsonant der Flexionssilbe auf die Länge oder Kürze des vorhergehenden Vokals nicht Einfluß übt, z. B. in schlaft ist a lang, obgleich zwei verschiedene Konsonanten folgen; in „er erschlafft" wäre es ohne Gemination des f ebenfalls lang.

Anm. In denjenigen Substantiven, die auf t, st, d (de) endigen, wird der Konsonant nicht verdoppelt, wenn gleich das Stammverb Gemination hat, z. B. Gunst, Kunst, Gewinst, Gespinst, Geschäft, Kunde und gönnen, können gewinnen, spinnen, schaffen, kennen.

Manche tieftonige Silben nähern sich den tonlosen, sind

* Landschaftlich sprechen wir an, hin, bin, von, bis mit langem Vokal.

ſchwebend. Darum werden ſie in Bezug auf die Konſonantenverdoppelung verſchieden behandelt. Solche ſind: in (Ableitungsſilbe), niß, miß, deß-halb, weß-wegen, und die Endungen in Nachtigall, Eidam, Bräutigam. — Die Einen ſehen ſie als tonloſe Silben an und ſchreiben: in, nis, mis, des(halb), wes(wegen), Nachtigal ꝛc. Die Andern behandeln ſie als betonte und bezeichnen die Kürze: inn, niß, miß, deß(halb), weß-(wegen). ꝛc.

Sobald nun aber dieſe Formen verlängert werden, ſo wird der Konſonant verdoppelt, weil alsdann die erſte Silbe zu der angefügten tonloſen entſchieden als betonte in Gegenſatz tritt. Z. B. Königinnen, Miſſethat, Finſterniſſe, Nachtigallen, deſſen, weſſen. ꝛc. — Die tieftonigen dann, denn, wann, wenn haben immer die Verdoppelung.

Bevor wir die Vorſchläge der hiſtoriſchen Richtung über den Gebrauch der Konſonantenverdoppelung auseinanderſetzen, müſſen wir einige Bemerkungen über die Entſtehung der letzteren vorausſchicken.

Die Konſonantenverdoppelung hat einen doppelten Urſprung. Zuerſt entſtand ſie durch Aſſimilation, d. h. durch Uebergang eines Konſonanten in den unmittelbar dabei ſtehenden. So Lamm aus lamb; Elle aus elina, elna; Zimmer aus zimbar; Stimme aus stimna; Imme aus impi, imbe; verdammen aus verdamnen; dumm aus tump, tumb; krumm aus krump, krumb; Kanne aus chanta, kante.*

Beſonders häufig ging j in den vorhergehenden Konſonanten über; z. B. Wille, willo aus gothiſch vilja, Henne aus hanja, wirren aus werjan; ſperren aus sparjan; geſellen aus saljan; ſtellen aus staljan ꝛc. ꝛc.

Neben dieſer organiſchen Verdoppelung trat ſchon früh, ſeltener im Althochdeutſchen, häufig im Mittelhochdeutſchen, jedoch nur zwiſchen zwei Vokalen, von denen der erſte kurz

* Landſchaftlich Zimberma, zimbere, Imbe, chrumb, Chante, Chumber, chümbere ꝛc.

war, eine unorganiſche auf, z. B. himmel (neben himel), mitte (neben mite) u. ſ. f.

Dieſer Verdoppelung lag ein beſtimmter Zweck zu Grunde. Das tonloſe e der Flexion ließ ſich nur hören, wenn ein langer Vokal in der vorhergehenden Silbe war, daß der Konſonant ſich an das tonloſe e anlehnte (wie das nach langem Vokal in der Ausſprache immer ſtattfindet, z. B. Gru—ße), das dadurch lautlich zur Geltung kam. Nicht gehört wurde es, wenn ein einfacher Konſonant mit vorhergehendem kurzem Vokal davor ſtand: ih wer(e), der sit(e). Da man, beſonders wegen den aufkommenden zweiſilbigen Reimen, die kurzen Endſilben immer mehr nöthig hatte, ſo ließ man ſie auch in dem letzten Falle hören und ſchrieb zu dieſem Zwecke den Konſonanten doppelt, ſo daß er die eine Silbe ſchließt und die andere anhebt. *

Im Mittelhochdeutſchen war jedoch im Auslaut einfache Konſonanz, wenn auch im Inlaut Verdoppelung gebräuchlich war. „Ausnahmen von dieſer Regel ſind ungemein ſelten“ (Hahn, mittelhochd. Grammatik, S. 45). Alſo **mannes minne — man** (der Mann); **sneller — snel; ; schiffe — schif; si wellent — ich wil; kunnen — kan; alle — al.** Die Verdoppelung wird ebenfalls aufgehoben, ſobald in Biegungsformen der betreffende Konſonant nicht mehr zwiſchen zwei Vokalen ſteht, weil alsdann (wie im Auslaut) die Verdoppelung nicht mehr ausgeſprochen werden könne; z. B. brennen — brante; kennen — ich kante, gekant und gekennet; nennen — nante, genant.

Möller will von allen Verdoppelungen nur die organiſchen, d. h. die durch Aſſimilation entſtandenen gelten laſſen, nicht aber die zwiſchen zwei Vokalen, von denen der erſte kurz

---

* Mit dem 15. Jahrhundert begann eine willkürliche und durchaus regelloſe Anwendung der Gemination der Konſonanten. Bei Luther finden wir: ernnſtlich, ſunnder, Hertz, hulff, liebenn Hernn, lautter, unnd, Schrifft, ſtraffen ꝛc.; bei Fiſchart: ſchimpfflich, Gifft, truncken, Wechſſel ꝛc.; bei Schupp: teuffliſch, auff, lauffen, Hertze ꝛc. Die Mißbräuche ſind nun zum Theil beſeitigt und die Gemination durch oben (S. 46 u. ff.) angeführte Vorſchriften geregelt.

iſt. Er ſchreibt daher: ſchnele, kenen, könen, genomen, dan, rüteln, Mitel, alen, ſezen ꝛc. Hingegen: Elle, Kanne, Zimmer, Kummer, ſogar Wellt, weil dieſes Wort aus Mittelhochdeutſch werlt ſich bildete, deſſen r nicht (wie J. Grimm meint) ausgefallen, ſondern in l übergegangen ſei. Die Aſſimilation aus j verwirft Möller meiſt. Aus hanja wird ihm nicht Henne, ſondern Hene; doch ſchreibt er fallen, Fälle, gefallen. — Weinhold ſagt ebenfalls: „Zu rechtfertigen iſt die Verdoppelung nur als Denkmal geſchehener Angleichung (Aſſimilation) eines Konſonanten oder Halbvokals an den vorhergehenden Mitlaut.“ Ein organiſches Zeichen ſei jedoch auch dieſe Verdoppelung nicht. Die Aufhebung der Verdoppelung ſei nicht möglich, ſie müſſe beibehalten werden. Weinhold will ſie jedoch auf den Fall beſchränken, wo der Konſonant zwiſchen zwei Vokalen ſteht, von denen der erſte kurz iſt, und auf den Auslaut; — dieſelbe aber ohne Ausnahme beſeitigen, ſobald ein anderer Konſonant auf den betreffenden folgt. Nach ihm hat man alſo zu ſchreiben: nennen, kennen, ſollen, verwirren, ſchaffen, ſoll, kann; — verwirt, nante, bekant, wolte, geſolt, Bekantſchaft, ſchafte, geſchaft, hofte ꝛc. — Den Einwurf, daß ſo Länge und Kürze des Vokals durch die Schrift nicht mehr bezeichnet, alſo auch nicht mehr erkennbar ſei, z. B. ihr ſchläft — ihr erſchläft, kann durch die Hinweiſung entkräftet werden, daß das auch nach der bisherigen Schreibweiſe nicht geſchehen, z. B. bei ſträft — Kräft, träft — Häft; ſchläft — Geſchäft, wo trotz gleicher Bezeichnung ungleiche Qualität ſich ja ungeachtet des Mangels an äußerer Darſtellung in der Ausſprache ganz gut erhalten hat.

O. Vilmar will in der Beſeitigung der Gemination der Konſonanten einſtweilen noch vorſichtig ſein. „Ich wil, ſol, kan fällt noch allzuſehr auf.“ Seine Regel lautet: „In den einfachen und beſonders in den einſilbigen Wörtern können wir die einmal hergebrachte Verdoppelung noch beſtehen laſſen, dagegen in den zuſammengeſetzten Wörtern, namentlich wenn die Verdoppelung vor einem Konſonanten ſteht, kann jetzt ſchon ein Anfang gemacht werden.“

J. Grimm duldet und gebraucht die Verdoppelung im In- und Auslaut nach der bisher üblichen Weise. Er schreibt: brannte, gekannt, billt. Eine Ausnahme macht er mit f und ſ. Dieſe verdoppelt er nur im Inlaut zwiſchen zwei Vokalen; nie aber im Auslaut und vor Konſonanten. Alſo Schiffe — Schif; Begriffe — Begrif; betreffen — betrift; ſchift, ſchaft; Bas, Ros ꝛc. Er begründet dieſe Regel alſo: „Man will heute Hof, Graf, ſchuf, ſchlief der gedehnten, aber Schiff, Griff, ſchlaff der kurzen Ausſprache wegen. Dann müßte auch abb, obb, mann, binn, hinn, unn für ab, ob, man, bin, hin, un geſchrieben ſein. F iſt ein ſo ſcharfer Laut, daß ſeine Doppelung gar nicht ins Ohr fällt und erſt inlautend zwiſchen Vokalen vernehmbar und in zwei Silben vertheilt wird. Schiff wäre Schiphph und unausſprechlich; ſchiffen, ſchaffen aber ſpricht ſich aus ſchif-fen, ſchaf-fen. Die Silbenabtheilung ſchiff-en iſt ſo unrichtig, wie die von geb-en, mein-en für ge-ben, mei-nen. Warum ſich alſo ſträuben gegen ſchift, ſchaft, da doch ſchaft in Freundſchaft gleichfalls aus ſchaffen gebildet wurde? Ebenſo bewandt iſt es um den ſcharfen Laut des ſ, das wiederum am Schluß des Wortes und vor andern Konſonanten nicht verdoppelt werden ſollte.“ *

Andreſen ſtimmt Grimm bei, ohne beſondere Vorſchläge zu machen, lobt die Konferenz von Hannover, daß ſie Nachtigal ſtatt Nachtigall empfiehlt. Gerne würde er z. B. all in Zuſammenſetzungen an al vertauſchen, z. B. algemein, altäglich, alhie, da in alſo dieſe Form ſchon gebräuchlich ſei, aber er wagt es doch nicht recht. Weinhold hingegen ſchreibt algemein ꝛc.

Ruprecht hält dafür, den herrſchenden Gebrauch in Bezug auf die Verdoppelung der Konſonanten dürfe man, obgleich er vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus zu verwerfen ſei, im Allgemeinen nicht anfechten, und ſtellt folgende Regeln auf:

* In Gramm. 1² (1822) ſteht dagegen: Einige vereinfachen das f inlautend bei nachfolgenden Konſonanten, als treffen, trift; hoffen, Hoft, Hofnung; conſequenter ſcheint mir: trifft, Hoffnung ꝛc.

1. für die Schreibung der Verbalform iſt die des Infinitivs, für die Schreibung der Nomina die des Genitivs oder des Plurals maßgebend (ſchafft — ſchaffen, Sinn — Sinnes)*; 2. die Schreibung der Stammwörter wird in denjenigen Ableitungen, welche durch Anhängung tieftoniger Bildungsſilben geſchehen, und in den Zuſammenſetzungen unverändert beibehalten.

Die Konferenz von Hannover hält im Ganzen an der bisherigen Schreibweiſe feſt. Bei ſchwankenden Schreibungen verlangt ſie die einfache Form. Alſo: Nachtigal, Königin, des, wes in deshalb, weswegen, nis, mis, in denen natürlich bei Verlängerungen Verdoppelung eintritt: Nachtigallen, Königinnen, deſſen, weſſen, niſſe, miſſe. R. v. Raumer ſchließt ſich an dieſe Vorſchläge an; doch findet er, man ſchreibe Nachtigall beſſer mit ll. Auch hat er miſſ. Die Kommiſſion von Leipzig adoptirt die Vorſchläge von Hannover; ſchreibt jedoch, Raumers Vorgang folgend, Nachtigall.

Die Wörter herrſchen, herrlich, Herrſchaft bedürfen beſonderer Berückſichtigung.

J. Grimm, Ruprecht, A. und O. Vilmar, Weinhold u. ſ. f. ſchreiben herſchen, welche Form daher immer üblicher wird. J. Grimm begründet dieſe Schreibung alſo: „Fehlerhaft iſt das verbreitete herrſchen für herſchen, welches ſich leitet von hêr = hehr, nicht von herr, d. i. dem Comparativ deſſelben; hêr = ahd. heriro.“ Ruprechts Begründung lautet anders: „In herrſchen müſſen wir das einfache r wieder herſtellen, alſo herſchen, nicht weil es althochdeutſch hêrisôn heißt und von hêr abſtammt, denn von dieſem wird es jetzt durch die Verkürzung des Vokales und die ſchärfere Abgrenzung der Bedeutung getrennt, und ſtatt deſſen, gleichwie Herrſchaft und herrlich, dem verwandten herre genähert, ſondern weil die Bildungsſilbe — ſchen tonlos iſt.“ Darum ſchreibt R. Herrſchaft, herrlich (ſ. deſſen 2. Regel

* Bret — Brettes bildet ihm die einzige Ausnahme, die ab.r geſchützt und erhalten werden ſoll.

über den Gebrauch der Verdoppelung oben S. 51). O. Bilmar, Weinhold u. A. ſchreiben Herſchaft, herlich.

Was Andreſen durch nachſtehende Worte empfehlen will, iſt nicht klar: „Manchen Wörtern wird ohne Rückſicht auf das Geſetz der nächſten Verwandtſchaft, vielmehr theils aus Gewohnheit, theils aus Unbekanntſchaft mit der wahren Abſtammung doppelte Konſonanz vor einem andern Konſonanten ertheilt. Ein vorzügliches Beiſpiel dieſer Art führt Grimm an, herrſchen für herſchen, nicht von herre, ſondern von deſſen Poſitiv hêr, unmittelbar aus hêresen, hêrison. Mit herrlich, Herrſchaft verhält es ſich im Urſprung ebenſo; nur ſind dieſe zuſammengeſetzt.“ Soll man nun der Gewohnheit folgen oder Grimm?

Die Vorſchläge von Hannover halten an herrſchen, herrlich, Herrſchaft feſt.

Beſondern Anſtoß nimmt die hiſtoriſche Richtung in der Orthographie am Zuſammenſtoß drei gleicher Konſonanten, wie ſich derſelbe bei Zuſammenſetzungen ergibt, z. B. Betttuch, Schallloch, Schwimmmeiſter ꝛc. Grimm nennt ſolche Schreibungen unbarmherzige. Man dringt auf Elimination des einen der drei Konſonanten. Alſo: Schiffahrt, Schnellauf, Stammutter, Stallicht ꝛc. Die Konferenzen von Hannover und Leipzig ſind auch für dieſen Ausfall. Sie können um ſo eher auf Beiſtimmung rechnen, da die einfachere Schreibung in vielen Wörtern üblich iſt, z. B. in Drittel, Mittag, dennoch; ja in manchen ein Ausfall ſtattfindet, wo nur zwei Konſonanten zuſammenſtoßen, ſo in Vögelein, Roheit, Hoheit, Rauheit, Achtel, Viertel ꝛc. Ruprecht will die Möglichkeit der Triplicirung offen behalten, um ſie als Nothbehelf anzuwenden, wenn Zweideutigkeit oder Dunkelheit zu befürchten iſt.

Doch gibt es auch Anhänger der dreifachen Konſonanz. So ſagt Wurm in ſeiner Beurtheilung des Wörterbuches von Grimm: „Es wurde (in dem genannten Wörterbuche) Göthes Allleben um ein l gekürzt und mit All-eben gleichgeſetzt. Wie wollen wir das Bet-tuch eines Türken von dem Bett-tuch unterſcheiden? Schallloch, Schallleitung, Schnellläufer, Kammmacher

Brennneſſel u. dgl., warum dieſe alle um einen Buchſtaben bringen?“

2. Der konſonantiſche Auslaut.

Im Mittelhochdeutſchen ſtand im Auslaut nur die Tenuis (c, t, p) nicht die Media (g, d, b); z. B. tac, pflac, künic, spranc, helt, lant, friunt, hant, velt; gap, liep, lop. Wurde das Wort verlängert, d. h. der Auslaut zum Inlaut, ſo trat meiſt der weiche Laut ein: tage, pflegen, künige, helden, lande, friunde, hende, veldes, geben, lobes.

Im Neuhochdeutſchen iſt nun an die Stelle des harten Auslautes faſt überall der weiche getreten: Tag, pflag, König, Held, Land, Freund, Hand, Feld, gab, lieb, Lob, Schlag, wird, arg.

Von Weinhold u. A. wird nun behauptet, daß man dieſe Auslaute noch immer ausſpreche wie im Mittelhochdeutſchen, alſo ungeachtet der Schreibung Leib, gab, Wald, Feld — Leip, gap, Walt, Felt hören laſſe.*

Zur Bezeichnung des Ueberganges vom harten Auslaut in den weichen hat ſich in der Schrift dt in einigen Wörtern feſtgeſetzt. So findet man durchweg todt, Stadt, und noch häufig Erndte, Brodt, Schwerdt, Schmidt ꝛc.

Möller ſchreibt nun überall den harten Auslaut. Alſo: Stant, Grunt, Mont, Felt, Walt, gap, wirt, Befreiunc, Tac, op, ap, Verſtant; im Inlaut dann den weichen: Mondes, Feldes, Waldes, doch nicht durchweg; er verlangt Hant, Hänte, Want, Wänte, Bant, Bänter, Wint, Wintes, Kint, Kintes.

Weinhold möchte vorläufig gegen die Tenuis ſich er-

* Wir ſprechen faſt durchweg die weichen Auslaute, ſo in Wald, Bad, Hund, Rad, blind, Stab, Held, Feld ꝛc. ꝛc. Nur in einer kleinen Zahl Wörter laſſen wir den harten Auslaut hören, wie in Geld, Geduld, wird, die in der Ausſprache lauten Gelt, Gedult, wirt. Dieſe Wahrnehmung in unſerer Ausſprache beweiſt unzweifelhaft, daß der Uebergang des harten Auslautes in den weichen ein Geſetz der neuhochdeutſchen Lautentwicklung iſt, das man einfach als Thatſache anzuerkennen hat.

klären. „Freilich wenn man die Media im Auslaute festhält, ergeben sich manche Folgewidrigkeiten, denn neben Wald schreiben wir Welt, neben Bund bunt, neben blind Splint; wenn in Zukunft die Tenuis in ihr Recht überall wieder eingesetzt wird, werden diese Widersprüche wegfallen *. dt soll in allen Wörtern t weichen. Also: tot, Stat, Brot, Ernte, Schmit, Auch in den Formen sandte, wandte, gesandt, gewandt, beredt, gescheidt soll d ausfallen: sante, wante, gesant, gewant, beret, gescheit.

Ruprecht will den Gebrauch von todt statt des richtigern tot nicht stören, aber todkrank, todmüde herstellen. Die Schreibung Stadt, glaubt er, werde sich halten wegen statt und Staat. „Die Verben wenden, senden bilden die Formen wandte, sandte, gewandt, gesandt, welche man aus wendete, sendete zusammengezogen wähnte, und darnach auch Gesandter, Verwandter, Bewandtniß u. a. Aber schon das a zeigt an, daß das Entstehen dieser Formen in eine Zeit zurückfällt, wo der Umlaut des a in e noch lebendig in Fluß war und noch jedesmal davon abhing, ob auf die Stammsilbe ein i folgte oder nicht. Damals also, wohl schon im 8. Jahrhundert, sicherte man diesen Formen das ursprüngliche a durch Ausstoßung des Bindevokales i und schrieb mit Unterdrückung des einen t-Lautes, der ja nicht mehr gehört wurde, santa, wanta ꝛc., woraus unsere Formen wurden. Wenn nun auch das dt durch den Gebrauch in ihnen gestützt wird, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, auf wie schwachen Füßen es steht.“ Neben beredt will er Beredsamkeit, das vom Infinitiv bereden kommt. „Gescheidt von mitteldochdeutsch geschîde ist unbedingt gescheit zu schreiben.“

Die Konferenz von Hannover schreibt in schwankenden Formen t, also Brot, Schwert, gescheit ꝛc.; hingegen todt (neben tödlich, todkrank), gesandt, gewandt, Stadt, Schmidt (und

* Für uns sind da keine Widersprüche, da wir in blind, Bund, Wald die Media aussprechen.

Schmied); beredt (aber Beredſamkeit). Die Vorſchläge von Leipzig ſtimmen mit den obigen überein bis auf eine Ausnahme; ſie verlangen geſcheid.

R. v. Raumer unterſcheidet zwei dt. Das eine drücke ein aneinandergerücktes d und t aus, zwiſchen denen ein Vokal ausgefallen iſt. So in geſandt, gewandt. Das andere bezeichne eine Mittelſtufe zwiſchen d und t. Das erſtere ſei möglichſt zu ſchonen, deſſen Beſeitigung einzelnen deutſchen Ländern nicht anzurathen. Alſo: ſandte, wandte, gewandt, geſandt, beredt. Das dt zweiter Art ſei überflüſſig und möglichſt zu beſeitigen. Alſo: Ernte, Schwert, Brot, geſcheit. Todt (bei Platen ſchon tot) ſei durch den Gebrauch geſchützt; Stadt ebenfalls beizubehalten (gegenüber der richtigeren Schreibung Stat, Stäte).

3. Der Gebrauch von ſ, s, ſſ, ß.

Die Vertheilung und Anwendung dieſer Zeichen in der neuhochdeutſchen Schreibung hat ſchon zu lebhaften Verhandlungen Anlaß gegeben. Die Gottſched-Adelungiſche Schreibweiſe, die durch Becker und ſeine vielen Bearbeiter Eingang in die meiſten Volksſchulen gefunden, iſt die verbreitetſte. Sie läßt ſich kurz in folgende Regeln faſſen:

1. Der weiche Zungenziſch (im Anfang der Wörter hört man keinen andern), wird an- und inlautend durch ſ, auslautend durch s bezeichnet; z. B. ſehen, Hauſes, Eis, lies.

2. Der ſcharfe Zungenziſch wird bezeichnet:

a. durch ſſ zwiſchen zwei Vokalen, von denen der erſte kurz iſt; z. B. haſſen, Flüſſe, eſſen, faſſen;

b. durch ß nach langen Vokalen und Diphthongen, ſowie auch nach kurzen Vokalen, wenn er vor Konſonanten oder am Schluß der Wörter ſteht; z. B. Fluß, Fuß, Gruß, Fleiß, Grüße, Füße, haßt, faßt, Haß.

Ueber niß, miß, deßhalb, weßhalb. S. S. 47.

Die Heyſe'ſche Schreibweiſe iſt eine Modifikation der vorigen, ſchließt ſich alſo im Princip an ſie an und ſucht ſie in

einem einzigen Punkte weiterzubilden. Heyſe's Vorſchrift heißt nämlich:

Der ſcharfe Zungenziſch wird bezeichnet:

a. mit ſſ nach kurzem Vokal, z. B. haſſen, Haſſ, faſſen, faſſt, eſſen, iſſt, meſſen, miſſt. Dem Auge zu liebe wird im Auslaut ſs geſchrieben: Roſs, Faſs, Fluſs, daſs.

b. Mit ß nach langem Vokal, z. B. Fuß, Füße, Gruß, ſaßen.

Die Heyſe'ſche Regel hat zwar wenig Verbreitung gefunden, doch kann man ihr Einfachheit, Konſequenz und phonetiſche Angemeſſenheit nicht abſprechen.

Dieſer phonetiſchen Schreibweiſe gegenüber ſteht nun die hiſtoriſche; dieſe verwirft das bisherige Princip und ſucht ein neues an deſſen Stelle zu ſetzen. — Der Darlegung desſelben müſſen einige erläuternde Bemerkungen vorausgehen.

An der Stelle der neuhochdeutſchen Ziſchlaute findet man im Gothiſchen (und in den mit ihm auf gleicher Lautſtufe ſtehenden Sprachen) etymologiſch zwei ganz verſchiedene Lautklaſſen; ſ und deſſen Verdoppelung ſſ, und den Laut t.

ſ und ſſ ſind durch alle Stufen bis ins Neuhochdeutſche ſtehen geblieben. Z. B.:

goth.	alth.	mhchd.	nhchd.
saihwan	sehan	sehen	ſehen.
visan	wesan	wesen	Weſen.
ganisan	kinesan	genesen	geneſen.
missô	missi	misse	miſſe (Miſſehat)
	hrossa	rosse	Roſſe.

Das t der goth. Lautſtufe hingegen iſt im Althochdeutſchen in z übergegangen, das von früh an in ein hartes und weicheres ſchied. Das harte war unſerem z im Laut gleich, das weichere etwa unſerem ß. Das harte trat im Anlaut und im Inlaut nach Konſonanten, ſeltener nach Vokalen *, das weiche nur nach

* Z. B. kloz, scaz, nuz, siz ꝛc.

Vokalen ein. Im Althochdeutſchen und Mittelhochdeutſchen wurden beide Laute gleich bezeichnet, nämlich im Althochdeutſchen durch z, im Mittelhochdeutſchen ohne Unterſchied bald durch z, bald durch ʒ *. J. Grimm verwendet in mittelhochd. Wörtern z für den harten, ʒ für den weichen Laut. **

Im Althochdeutſchen war das weiche z (ß), Aſpirata von t, von ſ völlig geſchieden. Wie ſtreng es ſeinen t-Laut bewahrte, zeigt ſich darin, daß es die Berührung von t nicht vertragen konnte, und ſich, wenn dieſelbe nicht zu vermeiden war, in s verwandelte, daher die Formen weist, wista, muost, muosta aus weizist, wizzita, muozist, muozita. Auch im Mittelhochdeutſchen bewahrte es noch ſeinen Charakter; zu jenen Formen kamen dann noch beste, leste, grœste aus bezziste, lezziste, grœziste ***. Doch entfernt ſich im Verlauf der mittelhochdeutſchen Periode das weiche ʒ immer mehr vom harten z und nähert ſich dem s-Laute: es duldet die Berührung von t, und gegen 1300 finden ſich ſchon Reime zwiſchen ʒ und s (gras — saʒ; küssen — güzzen. Es verwiſchte ſich im Lauf der Zeit der Unterſchied in der Ausſprache zwiſchen ʒ und s völlig und ſo kam es, daß die Orthographie ß für einen s-Laut anſah und behandelte.

Seit dem 16. Jahrhundert wird nun dieſer weiche ʒ-Laut durch ß, ſſ und s ausgedrückt. So werden in ihrem Urſprung ganz verſchiedene Laute durch dieſelben Zeichen bezeichnet, wie

---

* In der Gemination war ein Unterſchied. Im Inlaut wurde das weiche z nach kurzem Vokal regelmäßig in zz, dagegen das harte z in tz verdoppelt.

** Die Verwandſchaft von ʒ und ß zeigt ſich in verwandten Formen durch eintretenden Wechſel, z. B. wiſſen, Witz, heiß, Hitze, heizen, eſſen, aʒen, beißen, beizen; Maß, Metze; ſchießen, Schütze; Schweiß, ſchwitzen; vergeſſen, ergötzen; genießen, nütze; haſſen, hetzen; naß, netzen u. ſ. f. Bei einem Verb trifft der Vorgang ſchon die Konjugation: ſitzen, ſaß, geſeſſen.

*** »Bei allen dieſen Wörtern haben wir den doppelten Vorgang einer Synkope und Aſſimilation. Zuerſt fiel der Bindevokal aus (oder, in den meiſten Fällen richtiger geſagt, er trat nie ein), und damit auch das s, wo ein ſolches zur Endung gehörte, dann aſſimilirte ſich zt zu st.« Ruprecht.

auch, wie oben bemerkt, der Unterſchied in der Ausſprache ſich verlor.

Beiſpiele, wo gothiſch t in neuhochdeutſch z übergeht:

goth.	althchd.	mhchd.	nhchd.
tvalif	zuelif	zwelf	zwölf
tva	zuei	zwei	zwei
taihun	zehan	zehen	zehn
tiuhan	ziohan	ziehen	ziehen
taikns	zeihhan	zeichen	Zeichen
hairto	herza	herze	Herz
vaurts	wurzâ	wurze	Wurzel

Beiſpiele, wo gothiſch t in neuhochd. s-Laut übergeht:

hatan	haȥêⁿ	haȥȥen	haſſen.
itan	eȥan	eȥȥen	eſſen.
mitan	meȥan	meȥȥen	meſſen.
vitan	wiȥan	wiȥȥen	wiſſen.
vato	waȥar	waȥȥer	Waſſer.
fôtus	fuoȥ	vuoȥ	Fuß.
thata	daȥ	daȥ	das.
ut	uȥ	uȥ	aus.
blindata	plintaȥ	blindeȥ	blindes.
altn. nautr	kanoȥ	genôȥe	Genoſſe.
ita	iȥ	eȥ	es.
jainata	genaȥ	jeneȥ	jenes.

Nach der geſchichtlichen Auffaſſung iſt im Neuhochdeutſchen ſſ* nur da berechtigt, wo urſprüngliches s oder ss zu Grunde

* Auslautand ebenfalls ſſ oder ſs. Daß Grimm auslautend s empfiehlt, haben wir Seite 50 erwähnt. Andreſen, Weinhold ꝛc. ſtimmen ihm bei. »Im Auslaut der mit ſſ zu ſchreibenden Wörter kann übrigens auch, und vielleicht beſſer, s geſchrieben werden: Ros, gewis—nis. (A. Vilmar, deutſche Grammatik S. 48).« »Will man bei dieſen Wörtern am Ende ſtatt des ſſ etwa ſs ſchreiben (Roſs, Kuſs), oder ein s (gewis, mis, nis), ſo iſt dieß gleichgültig, denn es widerſpricht nicht dem Charakter des Buchſtabens.« O. Vilmar.

liegt. Die Zahl dieſer Wörter iſt nicht groß. Es ſind folgende: Roſſ, Kuſſ, küſſen, Kiſſen, miſſen, miſſ (mis), Eſſe, Kreſſe, Troſſ, deſſen, weſſen, blaſſ, Bläſſe, Bleſſe, Droſſel, gewiſſ (ungewiſſ, gewiſſlich, Gewiſſheit, hingegen Gewißen*), hiſſen, braſſen, Braſſe, Saſſe.

Ferner kommt ſſ den Fremdwörtern zu, in denen man nach kurzem Vokal den ſcharfen Zungenziſch hört. Alſo: Aſſ, Aſſel, Baſſ, Caſſe, Claſſe, Gloſſe, Maſſe, Meſſing, Paſſ, paſſen, paſſlich, Meſſe, unpäſſlich, Poſſe, Preſſe, preſſen, Taſſe, Traſſe, Proceſſ, Aſſeſſor. In tieftonigen Sylben ſteht auch auslautend s: Compas, Küras, Sarras, Firnis. Pl.: Compaſſe, Sarraſſe ꝛc.

Geſchichtlicher Entwicklung gemäß ſollte nun im Neuhochdeutſchen überall da ein ß ſtehen, wo im Mittelhochdeutſchen ein weiches ʒ (als Aſpirata von t) ſich findet.

Demnach müßte es ſtehen:

1. in allen deutſchen Wörtern (mit Ausnahme der oben aufgezählten mit organiſchen ſſ), in denen der ſcharfe Zungenziſch bisher mit ß und ſſ oder mit ſſ allein bezeichnet worden iſt, in- und auslautend. Alſo: eßen, Waßer, wißen, beßer, meßen (er miſſt und er mißt wären alſo zu unterſcheiden), Schlüßel, Flüße u. ſ. f.**

2. In folgenden Wörtern ſchwankender Schreibung: bloß, dieß (diʒ) Meißel, kreißen (gebären), maußern, maußen (die Federn wechſeln mʊzen), Eßig, Loß (sors), loßen, Amboß, Kürbiß u. ſ. f.

3. In den Partikeln aus, bis, das, es, was, mhchd. ûʒ, biʒ, eʒ, waʒ: alſo: auß, biß, daß, eß, waß.

---

* Es kommen allerdings beide, gewiſſ (gewiß), Gewißen (Gewiſſen) v. wißen (wiſſen) goth. vitan. Aber gewiſſ kommt vom Prät. vitida, ſynkopirt vit-da, durch Aſſimilation vissa. Aus dieſem hat ſich das Adjektiv goth. viss alth. Kiwis gebildet; mhchd. gewis, daher nhchd. gewiſſ, gewis (gewiß).

Es wird als ein Vorzug der hiſtoriſchen Schreibweiſe erklärt, daß ſie gewiſſ und Gewißen (althd. gewizzent, mhchd. gewizzen) unterſcheidet.

** Das Niederdeutſche hat z. B. in allen dieſen Wörtern noch t bewahrt: dat Water, laten (laßen), Fot (Fuß), Slot (Schloß), wit (weiß), eten (eßen), fôt (fûß), grot (groß), wat (was), biten (beißen), gröten (grüßen) ꝛc.

4. In der Endung es aller Beiwörter und beiwörtlich gebrauchten Fürwörter im Nominativ und Accuſativ ſächlichen Geſchlechtes; alſo: blindeß Mädchen, jedeß Wort, jeneß Buch, guteß Waſſer, dürreß Gras (nicht aber im Genitiv, alſo: hohes Muths).

5. In folgenden Wörtern: Erbße, Krebß, Obßt, Bimß, Gemße, Samßtag, Simß, Binße, emßig, Kreiß, weißen, Verweiß (ſtrafen, Vorwurf), Ameiße u. ſ. f.; mhchd. erweiz, krebez, obez (landſchaftl. Obs), bimz, gamz, samztac und sameztac, simez, binez, emzig, kreiz, wîzen, d. i. tadeln, ameize u. ſ. f.

Die Vorſchläge von Seite der hiſtoriſchen Schule für Herſtellung des ß in dieſen Wörtern gehen ungleich weit.

Möller iſt am konſequenteſten. Er ſetzt es überall, wo es geſchichtlich berechtigt iſt, d. h. wo im Mittelhochdeutſchen z ſich findet. Alſo: ſchonungsloſeß, aber heilbringendeß Wecſchneiden, aleß, daß Gothiſche, außreicht, Kreiß, eß kann.

J. Grimm nennt in ſeiner Grammatik 1². 527 die Schreibung der ſcharfen Ziſchlaute mit ſſ, wo ß berechtigt iſt, alſo: Waſſer, Feſſel, eſſen, laſſen, wiſſen ſtatt Waßer, Feßel, eßen, laßen, wißen eine falſche, und bemerkt, er habe verſucht, dieſem Fehler auszuweichen. Später gab er dieſe Schreibung wieder auf. Schon im vierten Band der Gramm. (1837) ſteht in ſolchen Wörtern wieder ſſ und im Wörterbuch lieſt man: beſſer, eſſen ꝛc. Doch iſt Grimm in der Verwendung von ß nicht konſequent. In der Gramm. III. S. 370 findet man Binße, in 1². S. 695 Kreiß; im Wörterbuch II. Sp. 37 Binſe und Kreis; durchweg aber Loß. „Dürfte man ß geradezu nach z regeln, ſo ſchiene die Sache bald abgethan. Doch ſo leicht ergeht ſie nicht; das nhchd. ß iſt vorgeſchritten und dem ſ näher getreten, wir ſprechen und ſchreiben dünnes, abgeſchliffenes ſ, in den Auslauten es, das, was, bis, aus, inlautend aber ſſ nach organiſch kurzem oder gekürztem Vokal in Gaſſe, laſſen, läſſig, naſſen, Waſſer, eſſen, freſſen, Biſſe, Riſſe, Schliſſe, gegoſſen, Genoſſen u. ſ. f.“ Wörterb. Vorr. Col. LIX.

Weinhold will ß hergeſtellt wiſſen in allen Wörtern unter

1 und 2; von den Wörtern unter 3 erhalten nur die beiden auß und biß, von denen unter 5 nur Kreiß, Krebß, Ameiße, Simß, Verweiß, verweißen das ß. Die übrigen Wörter unter 3 und 5, sowie die Neutralendungen der Adjektiven unter 4 sollen ihr s ferner behalten. Für eine solche Unterscheidung ist kein Grund angegeben. Weinhold fügt bei: „Vorläufig mag die Herstellung des ß in daß, waß, eß und in den Neutralflexionen der Adjektive im Nominativ und Accusativ Singular unterbleiben."

Ruprecht, sonst sehr gemäßigt, hält die Annahme der historischen Schreibweise rücksichtlich der Verwendung des ß für dringend. Doch beschränkt er seine Vorschläge für Herstellung dieses Buchstabens auf die Wörter unter Nr. 1 und 2. Von den letzteren soll noch eines s behalten; er will nämlich die Schreibung Loos, loosen neben der historisch richtigern Loß, loßen gestatten.

R. v. Raumer will an der Gottsched-Adelungischen Schreibweise, wie sie durch Heyse modificirt worden (s. o. S. 56) festhalten. Er sagt: „Wo man an der bestehenden Orthographie ändert, da kann der Zweck dieser Aenderungen nur der sein, die Schreibung der anerkannten Aussprache der Gegenwart anzunähern, nicht aber sie davon zu entfernen.... Wir unterscheiden also sie saßen und sie faſſen ganz so wie in der Labialreihe ſchlafen und ſchaffen. Jeder Leser erkennt sofort, daß er saßen mit langem, faſſen mit kurzem a zu sprechen hat. Diese Regel soll nun umgestoßen und statt dessen ß nur da geschrieben werden, wo die germanischen Sprachen gothischer Lautstufe ein t; ſſ nur da, wo sie ein ſſ haben. Demnach werden also sie saßen und sie faſſen nicht mehr unterschieden. Dagegen werden Genoßen durch ihr ß von den Roſſen getrennt; dafür werden Genoßen durch die Schreibung zusammengeworfen mit großen. Wißen wird ebenso von miſſen getrennt..... Diese Wörter haben aber alle einen vollkommenen Reim, für welchen wir zum Ueberfluß den strengsten Reimer unter unsern neuern Dichtern anführen wol-

len. Platen reimt wiſſen nnd miſſen, z. B. in dem Sonett an Liebig. Wer alſo miſſen nnd wiſſen, Roſſen und Genoſſen durch die Schreibung trennt, andererſeits großen und Genoſſen, Füße und Flüſſe vereinigt, der ſchreibt einen Unterſchied, der ſchon ſeit mehr als drei Jahrhunderten aus der neuhochdeutſchen gebildeten Ausſprache verſchwunden iſt, und läßt einen Unterſchied unbezeichnet, den eben dieſe Ausſprache macht. Dergleichen mag man ſich gefallen laſſen, wo es durch Stehenbleiben der Schriftzeichen hiſtoriſch geworden iſt. Aber ſo etwas erſt einführen, heißt die Grundſätze einer naturgemäßen Rechtſchreibung auf den Kopf ſtellen."

Ruprecht ſagt S. 86 in ſeiner Schrift: „Vor den Vorſchlägen Raumers muß hier ausdrücklich gewarnt werden, die zwar einfach und annehmbar erſcheinen, aber ausſchließlich vom phonetiſchen Standpunkte ausgehen und die Grundlage unſerer Orthographie verletzen."

Die Konferenz von Hannover ſtellt die hiſtoriſche Schreibweiſe und die Gottſched-Adelungiſche nebeneinander. Sie rechtfertigt ihr Verfahren alſo: „Die Mehrheit der Konferenz empfiehlt die Befolgung der Regeln, welche in Anlaß geſchichtlicher Sprachforſchung über den Gebrauch von ſſ und ß aufgeſtellt ſind, auch in höheren Schulen. Darum ſind dieſelben in die Vorbemerkungen aufgenommen, und nach ihnen iſt die Orthographie des Textes und die Einrichtung des Wörterverzeichniſſes zu bemeſſen. Da aber bis jetzt noch die ältern Regeln eine vorwiegende Herrſchaft behaupten, ſo hat die Konferenz Bedenken getragen, die neuen Regeln allein aufzuſtellen und dadurch ihre Ausarbeitungen für alle — Schüler und Einzelne — unbrauchbar zu machen, welche, wenn auch ſonſt geneigt, dieſe Ausarbeitungen zu benutzen, in der Schreibung des ſſ und ß die neueren Regeln zu befolgen Anſtand nehmen. Die ältern Regeln ſind deßhalb neben den neuern (S. 18) auf S. 19 im Texte gegeben und die abweichende Schreibart, welche aus den älteren Regeln für die Wörter des Wörterverzeichniſſes folgt, iſt in dieſem in eckigen Klammern ([ ]) hinzugefügt. Bei dieſer Lage

der Sache hat das königl. Oberschulkollegium, obwohl dasselbe der Empfehlung des Gebrauches der neuern Regeln nicht zustimmen kann, nicht für nöthig gehalten, die Ausarbeitungen abweichend von den Beschlüssen der Konferenz zu gestalten."

So stehen nun auf Seite 18 die Regeln der historischen Schule, auf S. 19 die von Gottsched und Adelung. Den letzteren gemäß werden alle Wörter, die im Inlaut ſſ haben, im Auslaut mit ß geschrieben: niß, miß; ausgenommen sind nur: des, wes (deshalb, weshalb), deren verlängerte Formen ſſ haben, und aus, obgleich außer geschrieben wird. Unterschieden werden Geisel und Geißel, kreisen und kreißen.

Wohl veranlaßt durch obige Schlußnahme hat Hoffmann, der Verfasser dieser Vorschläge, in der vierten Auflage seiner „Neuhochd. Elementargrammatik" (1856) neben den Regeln der historischen Schule über den Gebrauch von ſſ und ß, auch die Gottsched-Adelungischen und Heyse'schen (S. 16 und 17) aufgeführt. In den frühern Auflagen lehrte er nur die historische Schreibung.

Die Kommission von Leipzig behält die hergebrachte Orthographie bei, entscheidet nur bei Schwankungen auf historischem Wege. So schreibt sie: dies (wegen den andern Flexionsformen) des, wes, mis, nis; hingegen bloß, kreißen, Meißel, maußern u. s. f.

Lüning befolgt in seiner Schulgrammatik in diesem Punkt die historische Schreibweise: eßen, meßen, Waßer. Doch schreibt er niß, miß.

Die Freunde der hergebrachten Rechtschreibung heben besonders hervor, daß, da ß nicht verdoppelt werde, man nach der historischen Schreibweise die kurzen und langen Vokale ja nicht mehr erkenne. Die Anhänger der letztern erwidern, daß ß nunmehr auf gleicher Linie mit ch und sch stehe, die man ja auch nicht verdoppele und dennoch erkenne, daß das a in lachen kurz, in sprachen lang sei. Wer sich erinnert, wie viele Wörter in der Sprache von unbe-

zeichneter Quantität ſind, ohne daß ihr Gebrauch jemals ſchwankte, der werde auch hier dem Sprachgefühl getroſt vertrauen.

Schon oben S. 57 wurde das angeführt, daß im Althochdeutſchen und im Mittelhochdeutſchen ß (z) die Berührung von t nicht ertrug, ſondern dieſelbe entweder mied, oder, wenn dieß nicht möglich war, zu s ſich milderte. Ob und wie weit dieſes Geſetz auch im Neuhochdeutſchen noch Geltung habe und zu befolgen ſei, darüber ſind die Bekenner der hiſtoriſchen Schreibung unter ſich nicht einig.

Weinhold will dieſes Geſetz durchweg beobachtet wiſſen und verlangt, daß ß überall aus der unmittelbaren Verbindung von t verſtoßen und durch ſ erſetzt werde. Alſo: faſte, gefaſt, wuſte, muſte, haſte, beſte. „In Bernalekens und Mozarts Leſebuch (3. Aufl.) iſt dieſem Geſetz ſchon Eingang verſchafft.“

Andreſen will nur in weiſt, wuſte, gewuſt, bewuſt, Bewuſtſein*, muſt, muſte, gemuſt, beſte, gröſte für ß eintreten laſſen; nicht aber z. B. in haßte, faßte ꝛc., weil das Mittelhochdeutſche hazzete, fazzete ꝛc. bietet.

Grimm ſchreibt ebenfalls beſte, muſte, bewuſt, gewuſt, Bewuſtſein. „Da ſchon die-mhchd. Form bezziste mit ausgeworfenem z zu beste wird, ſo darf man nicht ſchreiben beßte, ſo wenig als wußte, mußte für wuſte, muſte; ſt hat hier überall ſeinen guten Grund.“ (Wörterbuch I. Sp. 1659).

Ruprecht will ß vor t behalten mit der einzigen Ausnahme von beſte. Da will er ſ ſtehen laſſen, weil dieſe Form ſtets im Gebrauch geblieben, und weil kein Poſitiv dazu exiſtirt, wornach man ſie regeln könnte. Er begründet ſeine Anſicht alſo: „Es wollen Einige die Regel in Anwendung bringen, nach welcher z vor t zu s wird, und darnach die alten Formen gröſte, muſt, weiſt ꝛc. wieder einführen. Doch geſchieht dieß mit Unrecht, denn jene Regel iſt für uns gar kein Bedürfniß mehr,

* Der Bildung dieſer aus vitan ſtammenden Formen liegt Synkope und Aſſimilation zu Grunde, wie bei gewiſſ (gewiß), ſ. S. 59.

weil die Aussprache von ß und ſ vor t bei uns dieselbe ist. Wir folgen dafür dem allgemeinen Streben, den Stamm der Wörter in den abgeleiteten Formen möglichst unverändert zu erhalten und werden schon aus diesem Grunde die jetzt übliche Schreibung größte, mußte, wußte ꝛc. vorziehen.“

Hoffmann befolgt in der Hannover'schen Schrift, wie in seiner Grammatik ganz dieselbe Schreibweise: beste; größte, wußte, Bewußtsein ꝛc. — Andresen ist damit nicht zufrieden: „Hat „„aus grammatischen Gründen““ die Hannov. Konferenz wußte, mußte unverändert lassen wollen, so ist man begierig, dieselben kennen zu lernen.“ *

Zum Schlusse des Kapitels über die Konsonanten sei nur noch das bemerkt, daß J. Grimm (n. A.) unter den Forderungen, die sich mit der Zeit in der deutschen Rechtschreibung geltend machen werden, auch die Beseitigung des w, und die Festsetzung eines andern Verhältnisses zwischen f und v hervorhebt. „Unnöthiger Ueberfluß ist unser nhchd. veſt neben fest, und wir verdecken mit ver und vor neben für und Fürst, mit voll neben Fülle dieser Wörter Verwandtschaft. Getrauen wir uns einmal, das v den Niederländern zu lassen, die seiner kaum entrathen werden, selbst aber nur f zu schreiben, wie wir nur f aussprechen; so wird v seine eigenthümliche Bestimmung erfüllen und wieder den Laut des lateinischen und romanischen V übernehmen, d. h. unser jetziges w ausdrücken können. Denn da wir heute nichts von dem Laut eines englischen w haben, bedürfen wir auch des Zeichens nicht; unser v und f träten ganz in den gothischen und nordischen Stand zurück, der auch den früheſten ahchd. Denkmälern entspricht. Auf den ersten Anblick erschie.e

* Diese »gramm. Gründe« sind klar und offenbar. Sie bestehen eben darin, daß man die Form des Stammes auch in den Ableitungen bewahren und diese »gegründete« Schreibweise nicht einem Gesetz zu liebe aufgeben will, das für uns, da ß keinen besondern Laut mehr bezeichnet, die Bedeutung verloren und selbst im Mhchd. nicht mehr durchweg Geltung hat.

seltsam, statt verwalten, Vielfuß, vielwissend zu schreiben ferwalten, Filfuß, filwissend; in der Sprache und Aussprache würde aber nicht das Geringste dadurch gekränkt und die Zeit kann kommen, wo man den Vorschlag vernünftig und angemessen finden wird." (Wörterb. Vorr. LXII.)

V.

Orthographie-Proben.

Nachfolgende Bemerkungen haben den Zweck, den Standpunkt der in den vorstehenden Darlegungen angeführten Sprachforscher und Grammatiker rücksichtlich der vorliegenden Frage in wenigen Worten wiederholend und zusammenfassend zu bezeichnen. Sie hätten ebenso gut oder vielleicht besser gleich als Einleitung stehen können; aber einerseits kann ich mich hier kürzer fassen, andererseits sollen die angeführter Worte zugieich als Probe der Orthographie der betreffenden Schriftsteller gelten.

J. Grimm besitzt unsterbliche Verdienste um die deutsche Sprache. „Er baute eine ganz neue Wissenschaft, die jüngste, aber eine der vollendetsten auf: die deutsche Sprachwissenschaft, die historische Grammatik." Er brachte zuerst Licht in die Formen unserer Sprache; er lehrte das Ursprüngliche von dem Spätern, das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheiden. Sein Vorgang und seine Lehre ist darum in jeder Beziehung von Bedeutung. In seinen Vorschlägen über die Regelung unserer Schreibung ist er zurückhaltend; die als richtig erkannten Formen wagt er nicht durchaus in Anwendung zu bringen. Er geht darauf aus, Aenderungen für eine empfänglichere Zeit anzubahnen und vorzubereiten. So hat man im Wörterbuch noch nicht die grundrichtige Schreibung. „Eine gänzliche umwälzung, wobei freilich mit nothwendigen ausnahmen wieder der mhd. schreibweise zugelenkt werden müste, scheint erst dann gelingen zu können, wenn ihr unter grammatischer begründung in empfänglicher zeit durch ein wörterbuch vollständig der weg gebrochen sein wird.

das gegenwärtige darf blosz darauf anspruch machen, ihn hin und wieder anzubahnen und die änderung vorzubereiten.“

„Ich wollte (durch das Wörterbuch) den wust und unflat unsrer schimpflichen die gliedmaszen der sprache ungefüg verhüllenden und entstellenden schreibweise ausfegen, ja dasz ich dafur den rechten augenblick gekommen wähnte, war einer der hauptgründe mich zur übernahme des wörterbuches zu bestimmen, dessen ganze ordnung fast an jeder stelle durch das beibehalten der unter uns hergebrachten orthographie sichtbar gestört und getrübt werden muste. es ist nichts kleines, sondern etwas groszes und in vielen dingen nützes seine sprache richtig zu schreiben. das deutsche volk hängt aber so zäh und unberaten an dem verhärteten schlimmen misbrauch, dasz es eher lebendige und wirksame rechte, als von seinen untaugenden buchstaben das geringste fahren liesze. unmittelbar mit dem ersten eindruck, den ein neu auftretendes wörterbuch hervorzubringen im stande wäre, mit dem einflusz, den es allmälich üben könnte, schien es am schicklichsten zugleich die längst reife neuerung, vielmehr zurückführung der schreibregel auf ihre alte einfachheit zu verbinden; in der bewegung der zeit (1848) selbst hätte diese abkehr und wendung von dem bloszen schlendrian der letzten, nicht der frühern jahrhunderte minderes aufsehen erregt und sich unvermerkt den beifall oder die gewöhnung der menge gewonnen. Als aber sonst überall in die jüngst verlassenen gleise zurückgeschoben wurde, leuchtete ein, dasz es nun unmöglich gewesen wäre hier in die ältesten wieder einzulenken; was geschehen konnte, war eine nur theilweise zu versuchende abhülfe und linderung des hervorstechendsten übels. welche wahl im einzelnen zu treffen sei, welche mittel einzuschlagen ratsam, darüber muste nothwendig die ansicht hin und her schwanken und diese unschlüssigkeit ist es eben, die in den letzten jahren längeren aufschub des wörterbuchs verursachte.“

In wie weit auch die Wünsche der Verlagshandlung ihn

zur Beſchränkung in den Aenderungen beſtimmten, haben wir früher geſehen.

Dr. Möller hingegen will nichts von Zurückhaltung wiſſen. Er regelt ſeine Schreibung nach der „geschichtlichen entfaltunc“ der Sprache. Er kämpft mit „entschitenheit“ gegen den „unferstant“ in der bisherigen Orthographie. Sein Ziel bezeichnet er mit folgenden Worten: „aufgreifen der naturgemäszen geschichtlichen entfaltunc der deutschen sprache, befreiunc fon der willkur, neben anerkennung eines neuen stantpunkts.“ „Ich habe esz unternomen, ein biszchen stärker an dem alten bau zu rüteln, worüber er mer in trümer gefallen ist, als manigem liep sein wirt. Wir haben deshalp auf dasz mhd. unt ahd., auf dasz goth., unt wo disz alesz nicht auszreicht, auf den ganzen Kreisz der germanischen, ja selbst der urferwanten sprachen zurückzugen, one aber einen augenblick die forderungen der nhd. entwickelunc auszer acht zu laszen. Freilich ist disz oft eine höchst misliche sache, wen dasz ahd. unsere aleinige quele ist, da selbigesz in einer zu unsichern form, häufic als blosze mundart auftrit Die s. g. fergleichende behantlunc fermac aber in den meisten fällen zu einem erwünschten zile zu füren; wie unsicher aber auch oft die bezeichnunc der lautferhältnise befunden werden mac, ist diser groszartige stümmel doch für die erkentnis des inern lebens der sprache fon unschätzbarem werte unt höher anzuschlagen als goth. unt mhd.“ — „Ich bin der ansicht, dasz man hier wie in alen dingen nach kräften radical ferfare. Kein quaksalbern, sontern schonungslosesz, aber heilbringendesz wecschneiden.“ Möller wird kaum im „täclichen ferker“ dieſe Schreibweiſe befolgen, er würde nicht verſtanden; er wird „filmer“, wie er ſelbſt ſagt, eine anregunc zum gegenkampfe haben geben wollen.

Andreſens Endziel iſt auch eine Umgeſtaltung der Rechtſchreibung nach dem hiſtoriſchen Princip; aber er hält ein allmäliges Vorgehen für das zweckmäßigſte. Sein Grundgeſetz lautet: „die schreibung richte sich nach der geschichtlich wahr-

nehmbaren entwickelung des neuhochdeutschen lautsystems.“— „Es ist bisher wol das gröste hindernis für die aufnahme einer geschichtlichen schreibung gewesen, dasz man, statt durch ruhe und besonnenheit, ja gelegentlich durch einige zurückhaltung und nachgiebigkeit sich die kraft der überzeugung zu gewinnen, in unbarmherziger, nicht selten schadenfroher weise seine meszer anzulegen für gut befunden hat.“ — „Unter diesen gesichtspunkten (Hinweisung auf den Vorgang in Elberfeld) bedarf die inkonsequenz, welche in dem bemühen zu liegen scheint, eine geschichtlich begründete orthographie darzulegen ohne **für den augenblick** dieselbe in der wirklichkeit nach aller strenge auszuüben, kaum irgend einer rechtfertigung. Das material, wie es auf geschichtlichem wege sich offenbart, der eigentliche thatbestand, um den allein es sich handeln kann, werde gegeben; und die mittheilung geschehe in einer weise, welche für die aufnahme desselben keine schwierigkeiten bietet, vielmehr vorbereitend und in deutlichem zusammenhange mit dem Ziele, das zu erstreben ist, auftritt.“ — „In den weiter folgenden untersuchungen müszen also urtheile über die praktische durchführung und anwendbarkeit mancher schreibungen, welche durch die geschichte theoretisch als richtig nachgewiesen werden, aber von der bisherigen sitte mehr oder weniger auffallend abstechen, aus leicht begreiflichen ursachen häufig zurückgehalten werden. Dagegen wird die praktische durchführung als selbstverstand überall auftreten dürfen, wo von zwei oder mehreren schreibungen, bei denen die frühere zeit aus unkunde oder mangel an gutem willen entweder geschwankt oder fehlgegriffen hatte, diejenige, welche durch die bemühungen der historischen sprachforschung als die einzig richtige hinreichend bewiesen ist, bereits in namhaften büchern, die zum theil auch über den Kreisz der gelehrten hinausgehen, als einigermaszen bekannt vorliegt. Es soll, was die Hauptsache bleibt, der geschichtliche weg jedesmal gezeigt, die praktische beobachtung desselben aber bis-

weilen nicht ausdrücklich zum gesetz erhoben, vielmehr einer vorläufigen freiheit anheimgestellt werden."

O. Bilmar behält die eckige Schrift bei. Aber „mit der modernen Orthographie muß ganz und gar gebrochen werden. Doch denke man ja nicht, als verlangten wir, es sollte nun gleich alles eingerostete abgethan und ein neues an seine Stelle gesetzt werden; nur muß die Principlosigkeit und Zerfahrenheit der modernen Orthographie erkannt und gestrebt werden, von ihr loszukommen. Geschichtlich berechtigtes und gegründetes braucht nicht des Stürmens und Drängens, um wieder eingeführt zu werden — es ist seines Sigs sicher. So hat auch die Wiederherstellung der geschichtlich berechtigten Orthographie eigentlich keinen Feind, als die Gewohnheit. Dise Gewohnheit wird aber auf keine andere Weise zu besigen sein, als indem man es versucht, eine andere Gewohnheit an ihre Stelle zu setzen. Das läßt sich nicht erreichen durch Belehren in dicken und dünnen Büchern. Es kann nur geschehen, indem man die neue Orthographie in die Schule bringt. Dort hat das Unheil unserer jetzigen Schreibweise angefangen, dort muß es auch besigt werden. — Namentlich müßen aber dabei alle die Anstalten anfangen, auf denen künftige Lehrer erzogen werden. Wenn es recht zugeht, werden solche junge Leute das, was ihnen in disen Anstalten mitgetheilt wird, als unabänderliche Richtschnur für ihr späteres Leben festhalten und ohne weiteres anwenden. — Dise „„neue"" Orthographie kann den abgehenden Zöglingen getrost mitgegeben werden, sie können dieselbe überall anwenden und wird ihnen niemand auch nur Einen stichhaltigen Grund gegen dieselbe bringen, dise dagegen würden sie gegen Einwürfe, die sprachlich begründet wären, gewis nicht verteidigen können. Ist aber einmal auf dise Weise die historische Orthographie Eigentum der Schulen geworden, so wird sie unserer Ansicht nach so leicht niemand wieder herausbringen."

Weinhold geht, wie wir gesehen, ziemlich weit; doch sagt er sich nicht mit der Entschiedenheit wie Möller von der herr-

ſchenden Schreibweiſe los. Sehr Vieles, was die hiſtoriſche Grammatik als richtige Schreibung bezeichnet, will er auf ſpätere Zeit verſchoben wiſſen. Ueber ſeine Beſtrebungen und Vorſchläge drückt er ſich alſo aus: „Es hieſze Waszer in die Donau tragen, wollte ich erſt auszeinandersetzen, wie ser die sogenante Orthographie der Deutschen Not und Klage ist. Nibelungen und Walsungen, Weiblinger und Welfen sind hierin einig, aber ihr Verhalten dazu ist verschieden. Es möchten wol alle helfen, doch die einen verzweifeln an der Möglichkeit der Hilfe und laszen darum den Brand weiter greifen; die andern legen Hand ans Werk, aber statt Waszer gieszen sie Oel in das Feuer. — Eine oberflächliche Betrachtung mag sich von diesen Vorschriften (ſchreibe, wie man richtig ſpricht; richte dich dabei nach der Abſtammung des Wortes, und wo dieſe nicht deutlich iſt, nach dem herrſchenden Schreibgebrauch) befriedigt erklären; ich vermag es nicht, denn sie verhüllen nur denalten Unsinn und vernichten ihn nicht. Der herschende Schreibgebrauch ist, weil er ist, noch nicht vernünftig, und doch wird er durch diese Regeln nach der geringen Verbreitung geschichtlicher Sprachkentnisse zum letzten Richter gemacht. Die einzige Möglichkeit zur Abhilfe ligt in der Beobachtung der geschichtlichen Entwickelung unserer Sprache; Auszsprache und Schreibart schwanken nach Ort und Zeit. Das Grundgesetz das ich aufstelle heiszt:

Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des neuhochdeutschen verlangt.

Die folgenden Blätter sollen diesz Gesetz auszfüren so weit es beschränkter Raum und beschränkte Zeit zulaszen. — Mit dem Aufweis der von unserem Standpunkte ausz einzig richtigen Schreibung werde ich in Fällen, wo dieselbe vorläufig die Merzal zu gewaltsam dünken mag, Vorschläge verbinden um wenigstens eine Annäherung zu bewirken.“

Ruprecht verſucht eine Vermittelung. Er geht von der Anſicht aus, daß man die jetzige Rechtſchreibung als eine feſtſtehende beibehalten und Aenderungen im Sinne der hiſtoriſchen

Forſchung nur da vornehmen ſolle, wo im bisherigen Schreibgebrauch ſich Schwankungen finden. Dieſe Aenderungen und Verbeſſerungen ſollen aber ſofort jetzt und ein für alle Mal eingeführt und feſtgeſetzt werden, um der heilloſen Verwirrung ein Ende zu machen. Daß er namentlich den Gebrauch des ß nach den Vorſchriften der hiſtoriſchen Grammatik regeln will, haben wir oben geſehen. Hören wir ihn ſelber noch über einzelne Punkte ſich ausſprechen:

„Eine erfolgreiche und gewichtige Oppoſition ſollte die nunmehr befeſtigte Schreibweiſe von einer andern Seite (als v. Seite Wolke's ꝛc.) treffen. Denn kurze Zeit darauf, nachdem Heyſe ſeine Regeln aufgeſtellt hatte, erſchien der erſte Theil von Grimms Grammatik, welcher die Lautlehre der ganzen Sprache in ihrer geſchichtlichen Entwicklung darlegte und ſo über alle Fehler der herrſchenden Schreibweiſe dem Leſer klar die Augen öffnete. Grimm ſelbſt wandte die lateiniſchen Lettern und bei Hauptwörtern die kleinen Buchſtaben wieder an, brachte das ß, dieſen bis dahin ganz verkannten Buchſtaben, wieder zu ſeinem Rechte, erlaubt ſich aber ſonſt nur wenig Neuerungen. — Nur wenige ſchloſſen ſich ganz an Grimms Beiſpiel an; einigen genügte die lateiniſche Schrift und die kleinen Buchſtaben, andere ließen dies fallen und änderten lieber im Innern der Wörter mehr oder minder durchgreifend, manche aber ſtellten ganz radical eine neue Schreibweiſe auf mitſamt dem mittelhochd. Circumflex und dem punctirten ë, ja ließen ſich ſogar verleiten uns alte, völlig abgeſtorbene Wortformen wieder aufdrängen zu wollen. — Der empfindlichſte Stoß iſt aber zuletzt der alten Autorität durch die Schulbücher gegeben, die ſich der neuen Weiſe angeſchloßen haben. Ich erwähne vor anderen nur die deutſchen Grammatiken v. Hoffmann und die Leſebücher v. Ph. Wackernagel, die den größten Einfluß übten, weil ſie wegen ihrer Vortrefflichkeit weite Verbreitung erlangt haben. (Wir fügen noch bei: Wagner, Lehren der Weisheit und Tugend, 23. Aufl.)

Gegenwärtig iſt die Autorität ſchon ſo gelockert, daß man

ſelbſt in den Volksſchulen Schwankungen derſelben verſpürt, ja daß die Behörden eines großen Staates, des öſterreichiſchen, jener ſogenannten hiſtoriſchen Schreibweiſe officiell den Zugang zu ihren Schulen geſtattet haben." „Die Schreibweiſe iſt, wie die Sprache ſelbſt, nicht ein Eigenthum der Wißenſchaft ſondern gehört dem geſamten Volke und ſeinem Kulturleben an; ihre erſte und höchſte Tugend iſt Feſtigkeit; ſie geſtattet wohl eine Verbeſſerung, wo dieſe mit Schonung und ohne Anſtoß zu geben, eingeführt werden kann." — „Die Idee eines allmählichen Verfahren iſt gewiſs höchſt unpraktiſch. Denn einmal muß es einen jeden, dem eine geordnete, feſte Orthographie am Herzen liegt, vor ſolchen Vorſchlägen zurückſchrecken, wenn damit nicht der Confuſion ein Ende gemacht, ſondern nur weiteren Umgeſtaltungen eine Bahn bereitet, alſo das Uebel noch ſchlimmer werden ſoll. Dann kann aber auch der, welcher heute die Anordnung der Orthogeaphie in ſeiner Hand hat, nicht darauf rechnen, auch in zehn Jahren noch am Ruder zu ſein und mit einer Fortſetzung durchzudringen."

Rud. v. Raumer hält das Princip, welches der hiſtor. Schreibung zu Grunde liegt, für ein irriges; er iſt der Anſicht, das Princip der nhchd. Orthographie ſei das phonetiſche, das er alſo ausdrückt: Bring deine Schrift und deine Ausſprache möglichſt in Uebereinſtimmung. Seine Anſicht über allfällige neue Feſtſetzungen und Aenderungen vernehmen wir am beſten aus ſeinem eigenen Munde:

„Wir haben eine in den meisten Punkten übereinstimmende Rechtschreibung und an diese Rechtschreibung haben wir uns zunächst zu halten. — Obwol in den meisten Punkten übereinstimmend und im Princip richtig, ist die neuhochd. Rechtschreibung doch weder zu einem vollständigen Abschluss gelangt, noch hat sie ihr Princip folgerichtig und mit glücklicher Verwendung ihrer Mittel durchgeführt. Der erstere Umstand macht weitere Feststellungen nothwendig; der zweite erweckt den Wunsch nach zweckmäszigen Aenderungen un-

serer Rechtschreibung. — Der bei allen neuen Festsetzungen und Aenderungen unserer Rechtschreibung zuerst in Betracht kommende Gesichtspunkt ist, dass die in der Hauptsache vorhandene Uebereinstimmung der deutschen Rechtschreibung nicht wieder zerrissen werde. — Daraus ergibt sich, dass alle neuen Festsetzungen sich möglichst dem Vorhandenen anschlieszen, alle Aenderungen maszvoll und behutsam vorgenommen werden müssen. — Die Einführung historischer Unterscheidungen, die in gebildeter Rede nicht mehr gesprochen werden, ist zurückzuweisen; die Bezeichnung unserer jetzt gültigen Aussprache durch die Schrift festzuhalten. Daher ist die neue Vertheilung von sz und ss zu verwerfen. — Aenderungen der herkömmlichen Schreibweise zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Klassen, nämlich erstens in solche, die den Laut der bisherigen Zeichen nicht verändern, sondern nur durch andere Zeichen ausdrücken, und zweitens in solche, die ausgesprochen den bisher gegebenen Laut verändern. — In die erste Klasse gehört phonetisch die Frage über die groszen Anfangsbuchstaben der Substantiva. Für den Laut ist die Frage gleichgültig. Dafür dass die Schulen den groszen Anfangsbuchstaben der Substantiva jetzt nicht beseitigen können, sprechen sich auch eifrige Anhänger des Kleinschreibens aus (Weinhold). Substantiva sind also grosz zu schreiben. Adverbia (anfangs u. s. w.) sind jedenfalls klein zu schreiben. Ebenso die Pronomina (jemand, niemand u. s. w.). In Betreff der übrigen Wörter würde ich der Schreibweise den Vorzug geben, deren Erlernung am wenigsten Zeit und Mühe kostet. — Die Unterscheidung der langen und kurzen Vokale ist beizubehalten. Aber nicht zu läugnen ist, dass unsere bisherige Rechtschreibung in der Art, wie sie diesen Unterschied bezeichnet, sehr unbeholfen ist. — Es ist sehr zu wünschen, dass schwankende Schreibweisen nach einem und demselben Princip festgestellt werden. Sollte man eine neue Orthographie auf der Grundlage der hergebrachten errichten, so würde man besser thun, die Bezeich-

nung des kurzen Vokals betonter Sylben durch Verdoppelung des darauf folgenden Konsonanten beizubehalten und einzuführen, für den langen Vokal aber nur die Regel zu geben: „Nach langen Vokalen wird der Konsonant einfach geschrieben.“

In der zweiten Klasse von Schwankungen und Aenderungen ist die verschiedene Schreibung nicht der verschiedene Ausdruck eines und desselben Lautes, sondern die eine Schreibung bezeichnet einen andern Laut als die andere. Ziehen wir es nicht vor, Doppelformen bestehen zu lassen, so hat die Sprachgeschichte zu entscheiden.

Wer sich nicht damit begnügt, wirklich schwankende Fälle auf die angegebene Weise festzustellen, sondern auch allgemein anerkannte Formen angreift, der sagt sich los von der Schriftsprache der letzten hundert Jahre. Dies zu thun steht natürlich jedem Schriftsteller frei, ebenso wie die Annahme einer durchgreifend neuen Rechtschreibung. Von einer Einführung solcher Neuerungen in die Schulen könnte aber jedenfalls erst dann die Rede sein, wenn die Sachkundigen ganz Deutschlands sich über Ziel und Mittel derselben verständigt haben.“

W. Wackernagel spricht sich in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur“ S. 375 über die vorliegende Frage beiläufig also aus: „Jetzt ist die Schriftsprache, und was ihr die Regel giebt, weder vorzugsweise in Obersachsen noch irgend sonst wo im Norden, sie ist nirgend mehr daheim, weil sie es überall ist, musz überall erst gelernt und geübt werden, kennt für ihre Worte und Wendungen kein anderes Gesetz mehr als den classisch ausgebildeten Gebrauch und für die Aussprache keine anderen Regeln, als die sich in der geschichtlich wohlbegründeten Rechtschreibung erweisen.“

Anhang.

In Kurhessen hat das Ministerium des Innern (s. o. S. 13) für nöthig erachtet, die Orthographie in der Volksschule einheitlich zu ordnen. Durch Beschluß vom 21. Dezember 1858 hat es verfügt, »daß die Schrift des Oberschulinspectors Dr. Bezzenberger: Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst einem Wörterverzeichnisse in allen Schulen dem Unterrichte der Rechtschreibung zu Grunde gelegt, und zu dem Ende dieselbe für eine jede Schule angeschafft werde.« Dr. B. befolgt im Allgemeinen den herrschenden Schreibgebrauch und nur bei Schwankungen die sog. historische Schreibweise. Nach seiner Ansicht handelt es sich für jetzt nur um Feststellungen für eine kurze Periode, d. h. nur für so lange, bis wieder ein Schritt in den Aenderungen geschehen darf; »sobald sich ein Punkt zeigt, wo die Schule für das Richtigere Raum gewinnen kann, besetzt sie diesen, um von da aus weiter fortzuschreiten. Es gilt dann nur, das Gewonnene von Zeit zu Zeit festzustellen, um die Basis für den Fortschritt zu sichern.« Die Vorschläge »sollen die Möglichkeit einer weitern Entwicklung geben .... Denn Alles ist noch nicht möglich.«

Aus dieser Anschauungsweise, nach welcher unsere Orthographie noch lange in einer Uebergangsperiode sich befände, und bestimmte Formen nur vorübergehend festgestellt würden, läßt sich wohl erklären, daß die genannte Schrift innerhalb der Grenzen, die sich selbst steckt, manche Inkonsequenzen sich zu Schulden kommen läßt.

Da diese Vorschläge nun Norm für die Volksschule eines ganzen Landes sind, so führen wir einige der wichtigern an.

Der Majuskel läßt Dr. B. ein sehr großes Gebiet. Sie steht bei allen Substantiven und den zum Range von Substantiven erhobenen Wörtern und Wortverbindungen; z. B. Alt und Jung; das Gehen und Kommen: das Wenn und das Aber; auch bei den Anredefürwörtern der dritten Person, nicht aber bei denen der zweiten, es sei denn, daß man mit der Pluralform der letztern nur eine Person anredet; z. B. ich ersuche Sie; Ihr irrt Euch (nur eine Person); ihr irrt euch (mehrere Personen). „Wer erfahren hat, welche Noth es den Lehrern macht, Kinder in dem letztern Falle an den großen Anfangsbuchstaben zu gewöhnen, wird diese Regel, die allerdings von dem Herkömmlichen abweicht, aber doch schon vielfach beobachtet wird, nur zustimmen.“

Die Minuskel kommt zu: allen unbestimmten Fürwörtern, allen von Eigennamen abgeleiteten Adjektiven (die schillerschen Gedichte, das tschudische Lesebuch), den Anfängen der Verszeilen. In der Volksschule Hessens schreibt

man: im ganzen neben im Freien; angeſichts, anfangs neben Nachts; ſprach hohn, auf's gerathewohl neben kam zu Stande. Bezüglich der Bezeichnung der Dehnung ſtimmt er mit Hannover überein.

In den Vorſchlägen über die Schreibung der Vokale bei Schwankungen finden ſich Heckerling, Lerm neben Bäcker; giltig, Hilfe, Hifthorn neben Betrügen, lügen, lüderlich. — In der Bezeichnung der ſ-Laute haben die bekannten Gründe gegen die Becker-Heyſeſche Schreibweiſe Dr. B. »zur konſequenten Durchführung der hiſtoriſchen Schreibweiſe vermocht, ſoweit eine ſolche noch möglich iſt.“ Aber trotz der in Ausſicht geſtellten Konſequenz finden wir, z. B. Loß, loßen, Amboß, kreißen, bloß, und: dies, Verweis, Kreis; gröſt beſt, und: mußt, weißt.